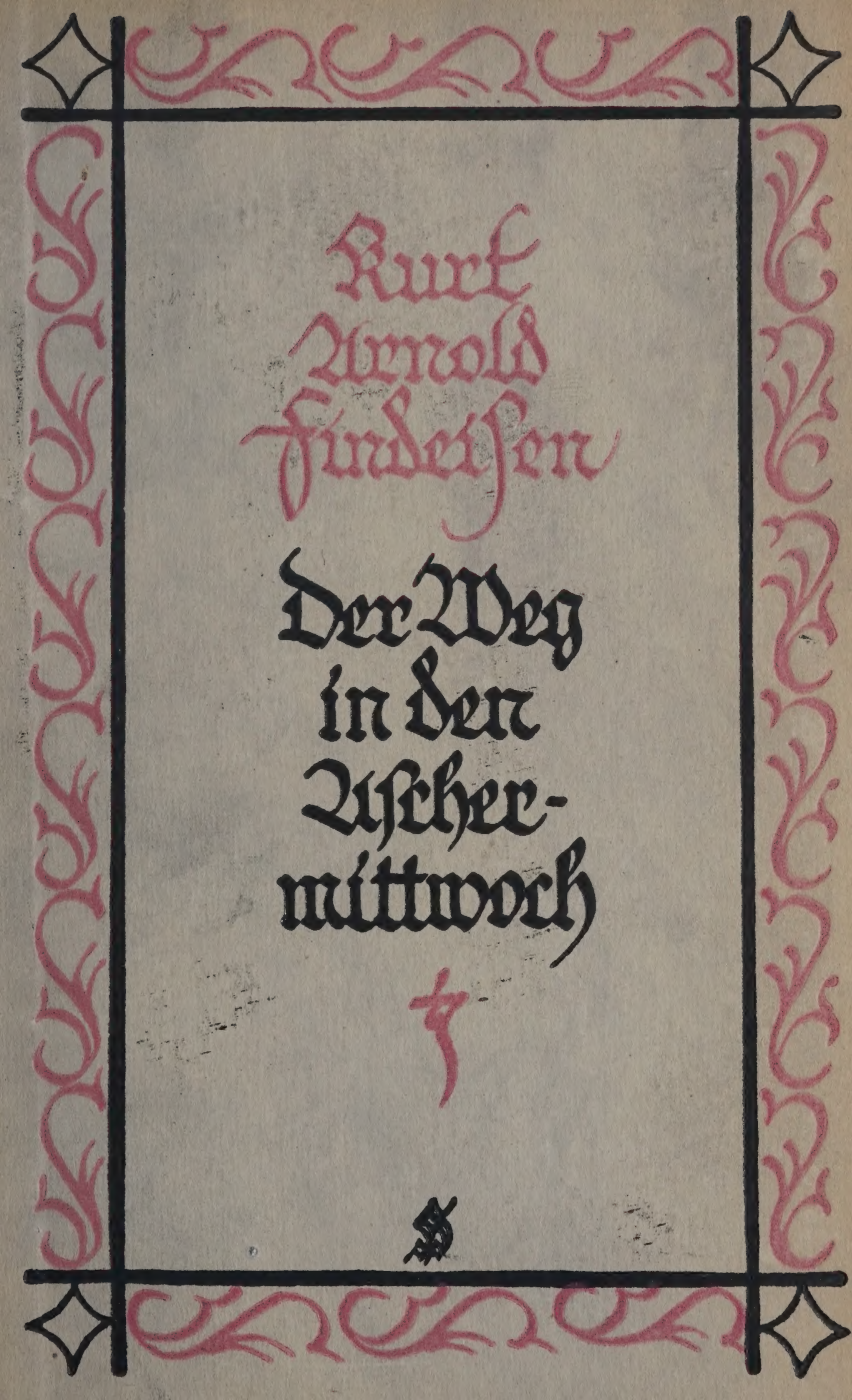
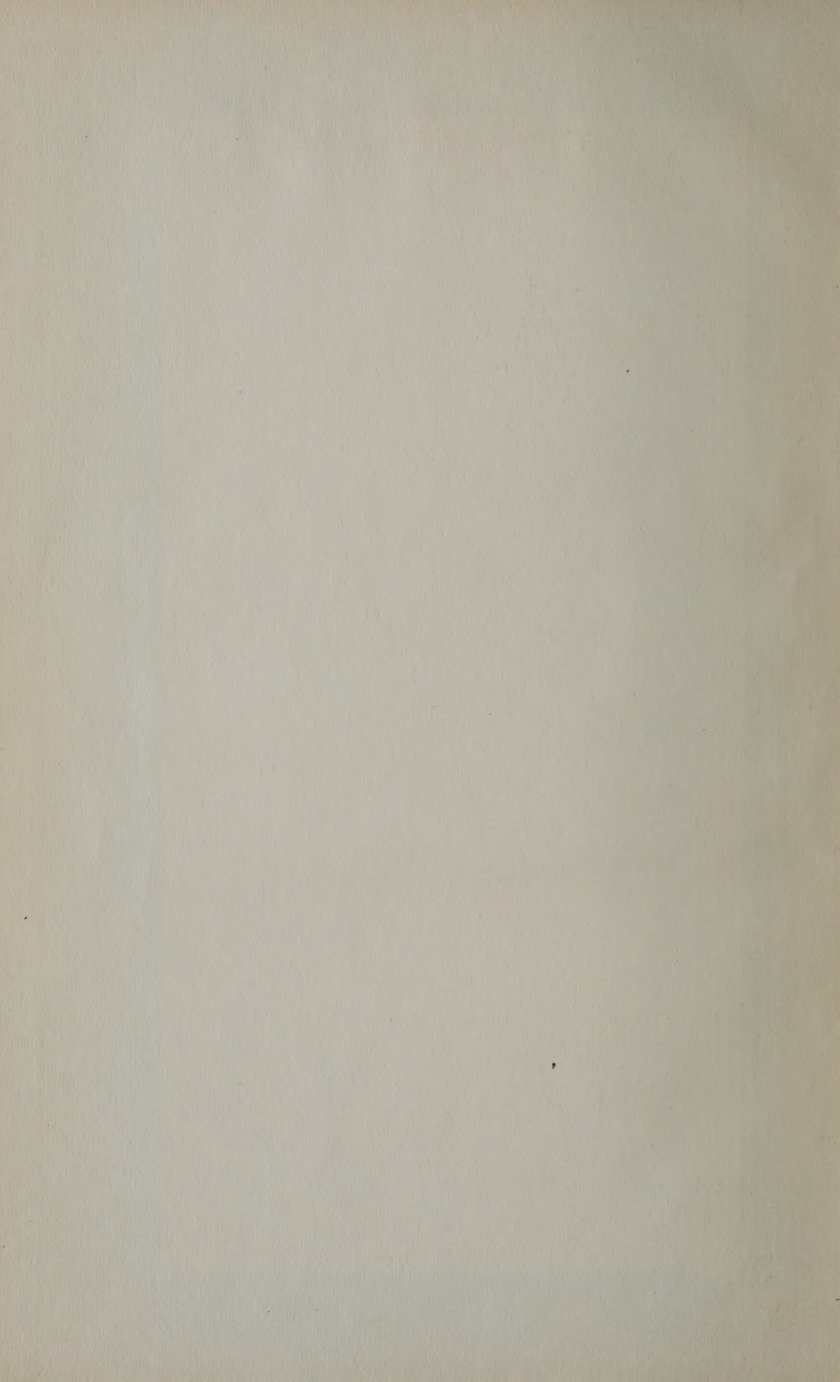

Kurt Arnold Findeisen
Der Weg in den Aschermittwoch


OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:



Der Weg in den Aschermittwoch

Kurt Arnold Findeisen

Der Davidsbündler

Ein Robert Schumann-Roman



Erstes Buch / Herzen und Masken
Zweites Buch / Der Weg in den Aschermittwoch

Kurt Arnold Findeisen

Der Weg in den Aschermittwoch

Ein Robert Schumann-Roman



Drittes bis viertes Tausend

Grethlein & Co. in Leipzig und Zürich

Umschlagzeichnung und Einband nach Entwürfen von
Herbert Hauschild in Leipzig / Druck von
Hallberg & Büchting in Leipzig

1

Auf der Insel des Glücks



Die Davidsbündler, jene romantischen jungen Leute, die im alten Gasthaus „Zum Kaffeebaum“ zechend und schwärmend darin einig gewesen waren, sie müßten eine neue Zeit heraufführen und die alten Zöpfe ausbeuteln wie weiland David die Philister, die hatten ihre Residenz, die gute Stadt Leipzig, einst Firlenz getauft und fürder nie anders als mit diesem Namen angeredet. Etwas sieghaft Frühlingsmäßiges brach aus dem Wort wie ein gelber Krokus aus der Scholle. Und noch nie hatte die Stadt Firlenz diesem Namen mehr Ehre gemacht als im benedeiten Frühjahr Achtzehnhunderteinundvierzig.

Der Frühling triumphierte innerhalb ihrer Mauern und in der weiten Ebene, die sich um ihre Gärten und Vorstädte schwang; er freute sich geradezu über sich selber und jauchzte seiner Sendung.

Die ewige Liebe war ausgemünzt in blonder Sonne, Himmelschlüsseln und den Triolen der Vogelkehlen. Helles Grün brandete um Giebel und Zäune wie ein Ozean, in dem geheimnisvolle Golfströme schweiften. Wie eine maßlose Freudenfahne war die blaue Seide des Himmels

ausgespannt. Sie stand ganze Tage regungslos in einem unirdisch festlichen Wind. Dann aber kam eine Leidenschaft in ihren Stolz, die alles Blau bleichte und in Bausch und Falten stürzte. Dann war ein wimmelndes Wühlen oben, dessen Lautlosigkeit die Seele mit überschwänglichen Klangvorstellungen füllte wie der Ton einer Muschel das Ohr mit Dröhnen. Und unten ging der starke Puls durch Halm und Laub, der voll Frohlocken war wie eine Heerpauke. Und manchmal lief unsagbar eine zweite Rührung neben ihm her wie unter dem Herzen einer Mutter der Herzschlag eines kommenden Kindes.

Und das Umeinandertoben der Bewegung in der Höhe und in der Tiefe war so durchgöttert von der Inbrunst eines ersten Schöpfungstages, daß darüber der selige Farbentausch der blauen Standarte mit der grünen Brandung ein Spiel, ein schönes Spiel schien, ersonnen von einem Dichter, der die Wollust der Welt nicht mehr zu singen, sondern nur noch zu leben vermochte. Es war, als wenn ungeheurer Flügelschlag den jungen Raum durchpflügte, Fittichbraus in die Gezeiten Gottes. Es war, als wenn Rausch und Rhythmus umklammernder Gebärung das All zusammenhielte und höchster Drang der Welt nichts anderes wüßte als den Wunschakkord ins Ewige, den Holüberruf der seligen Sehnsucht: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn — — — — — — — — — — — —

Also fühlten Robert und Klara Schumann den ersten Frühling ihres Ehebundes, der so mühsam aus langen Schmerzen zusammengeronnen. Und dieser Frühling segnete sie.

* *
*

Robert war ausgegangen mit Hut und Stock.

Kaum war die Haustür hinter ihm bimmelnd ins Schloß gefallen, als Klara die Küchenschürze beiseite geworfen und sich an ihren Flügel gesetzt hatte. Nun füllte seit fast einer Stunde die klirrende Eintönigkeit von Fingerübungen die Stube, drin die Vormittagssonne tändelnd um die Dinge rückte.

Diese Übungen waren so nötig und durften auch von einer fertigen Pianistin um alles in der Welt nicht versäumt werden! Nur so hielt jeder kundige Meister das Werk seiner Kunst in einer geläufigen Bereitwilligkeit, der er dann, wenn es galt, das Höchste zuzumuten vermochte. Aber sie, die Gattin des Komponisten, kam sie noch regelmäßig zu diesen Übungen?

O, nur noch selten, viel zu selten, mußte sie sich mit Bangen eingestehen. Und was hinderte sie daran? Ei, nicht zu sehr der kleine Kreis ihrer häuslichen Pflichten, obwohl der auch betreut sein wollte. Wohl aber die Rücksicht auf den geliebten Mann, dem sie nun seit sechs Monaten zugehörte wie Dux, dem Führer, Comes, der Begleiter, zugehört in einer Bachschen Fuge. Aber freilich, wenn er komponierte,

durfte sie nicht spielen; das verbot sich auf jeden Fall! Dann sprang's in *seinem* Zimmer aus *seinem* Flügel heraus im Farbenschillern der Tonarten und im Gewühl der Rhythmen, brach durch Schlüsselloch, Ritze, Mauerspalt, drängte sich zu ihr in die Küche oder an den Nähtisch und rührte mit unsäglichem Zauber. Und sie erbebte dann immer von neuem in dem schwindelnden Glücksgefühl, dem geheimnisvollen Wirken des Schaffenden so nahe sein zu dürfen.

Und was hatte er alles aus seinem unerschöpflichen Herzen heraufgehoben in den wenigen Monden ihrer Gemeinsamkeit? Lieder nach Texten Justinus Kerners, Lieder nach Heine und Rückert, unvergleichliche Lieder nach Chamisso, Balladen, Romanzen, Zweigesänge, nicht zu vergessen das Rheinlied von Becker, das schon auf allen Gassen klang, dazu die ersten Umrisse einer ganzen Symphonie; man denke: er, der bisher nur in kleineren Formen sich Genüge getan, er hatte sich an den Riesenbau einer Symphonie gewagt!

Ihre Hände hetzten immer noch Triolen, Sequenzen, Oktaven über die Tasten; wie weiße Mäuse huschten sie herüber und hinüber. Drüberhin aber blühte verloren ein Lächeln, das von diesem Tun nichts wußte, ein Lächeln, das ganz von innen kam und jetzt die Wangen der jungen Frau mit dem Widerschein einer Seelenwonne selig überzog: O, sie durfte sich's eingestehn, daß das Heimglück, mit

dem sie ihn umgab, seinem Werke hatte Schwingen wachsen lassen! Daß die Fratzen und grimmen Masken, die ihn einst geängstigt, keine Macht mehr über ihn hatten, seit sie unverbrüchlich die Seine geworden!

Aber was für Jahre waren das auch gewesen, die fünf, da die Welt ihnen ihren vorbestimmten Herzensbund nicht hatte gönnen wollen, da aus einem vergötterten Vater ein mitleidloser Wüterich geworden war, der keimende Liebesbeete mit Füßen trat! Das süße Rot verblaßte auf ihren Wangen. Quälerisch verknäuelten sich chromatische Läufer unter ihren Fingern, nun sie ihres Erzeugers gedachte. Eine steile Spukgestalt mit gekrümmter Hakennase und eigensinnig vorgerecktem Kinn ward an ihr vorbeigerufen. Der Schatten zerkaute in unauslöschlichem Haß einen Namen zwischen dünnen Lippen, einen Namen, den sie sofort verstand. Sie erschauerte bis aufs Blut und ließ die Hände von den Tasten sinken.

Robert, dachte sie, bester, liebster Mann! Wo er nur heute —? — Sie fuhr empor: Ja, sollte er um des Prozesses willen aus dem Haus gegangen sein? Es war doch verwunderlich, daß er ihr gegen seine Gewohnheit nicht ein Wort gegönnt hatte! Die Beleidigungsklage, vor einem Jahr wider das schamlose Wüten Wiecks angestrengt in höchster Notwehr, in diesen Tagen mußte sie endlich zum Austrag kommen; das wußte sie.

Da hörte sie auch schon seinen vertrauten, ein wenig schwerfälligen Schritt auf der Stiege. Sie trat ihm in der Tür entgegen und forschte in seinem Antlitz.

Er hob, noch auf halber Treppe, die Augen zu ihr, und je näher er kam, desto inbrünstiger brannte es ihr aus ihnen zu. Es war, als wollte ein Herz ein anderes gegen alle Unbill der Erde mit einem einzigen Blicke wetterfest machen.

„Du warst beim Advokaten?"

„Du hast's erraten, Liebste: Dein Vater hat den Prozeß verloren. Ich kann's nicht ändern."

„Ja, sollte er ihn denn gewinnen, mein Teurer?"

„Nein, aber weil's dein Vater ist, schmerzt mich's nun doch."

Rührend war in ihrer Linkischkeit die Gebärde, mit der er ihr das Unabänderliche hinhielt.

Sie zog ihn ins Zimmer: „O du zartfühlendster der Menschen —." Die Worte schwanden ihr vor Andrang des Gefühls. Sie hob jenes Tränengesicht zu ihm empor, das er aus den höchsten Stunden der letzten Jahre kannte, und indem ihr Überschwang der Seele aus schimmernden Augen brach, war es, als wollte sie ihm etwas hinlänglich und tröstlich Beglückendes ins Ohr sagen.

Schon hatte sie seinen Kopf mit beiden Händen gefaßt. Da ließ sie wieder von ihm ab und wandte sich, über und über erglühend.

„Das alles liegt hinter uns, Liebster," flüsterte sie,

„das alles gilt für uns nicht mehr. Etwas Neues ist gekommen und hat das Alte ausgelöscht."

Noch immer barg sie die purpurne Wange vor seinen fragenden Augen.

Sie saß wieder am Klavier und rührte fern an G-Dur. Dann begann sie leise, wie von unsagbarer Scheu gebunden, das Lied, das als sechstes in seiner Reihe von Gesängen nach Chamissos „Frauenliebe und -leben" stehen sollte. Der Goldstaub der kaum verflossenen Schöpfungsstunde rätselte noch über dem keuschen Werk:

„Süßer Freund, du blickest mich verwundert an,
Kannst es nicht begreifen, wie ich weinen
kann — —"

Nun sie in s e i n e r Sprache redete, begriff er sofort. Er atmete tief. Er breitete die Arme, wie um etwas Strahlendes aus unsichtbaren Händen entgegenzunehmen. Er sank neben ihr nieder, überwältigt, und barg das Haupt in den Falten ihres gebauschten Kleids, indes sie mit wankender Stimme kaum hörbar vollendete:

„Hier an meinem Bette hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen, wo der Traum erwacht
Und daraus dein Bildnis mir entgegenlacht" —

Nach einer langen Weile sog er noch immer

Freudentränen von ihren Wimpern. Nun war wirklich alles Gestrige ausgestrichen für sie beide; und aus kommenden Tagen, so schien es ihnen, träufelte Licht auf ihre Stirnen, nichts als Licht.

* *
*

Am ersten Tag ihres Bundes hatte Robert Schumann seiner Klara ein Tagebuch überreicht, fein in zwei marmorierte Pappdeckel geheftet. Dahinein sollte alles geschrieben werden, was innerhalb ihres Haus- und Ehestandes Wichtiges sich ereignete, dazu Hoffnungen, Wünsche, und was sonst ihre Herzen bewegte. Immer sieben Tage lang sollte eines von ihnen Chronist sein, dann sollte das andre eine Woche drankommen und dann so fort in holder Abwechslung. Nicht unter einer Seite sollte jedes Protokoll betragen, und aus jeglichem müßte zu ersehen sein, ob der Lebenslauf der Woche auch ein würdiger und tätiger gewesen und ob von ihnen beiden aus alles geschehen sei zum Preise der allerheiligsten Kunst.

Nun stand von des Ehemannes Hand seit Monaten schon keine Zeile mehr im marmorierten Buche; alle Einträge hatte Frau Klara mit ihrer freundlich schwingenden Schrift besorgen müssen. Warum verstieß der Stifter der Chronik so heftig gegen sein eigenes Hausgesetz? Die Leidenschaft des Wirkenden war über ihm, das Fittichbrausen der schöpferischen

Tat; Urklang hielt ihn umklammert mit ehernen Fängen.

Erst war's immerhin nur ein beglückendes Rieseln gewesen wie im lechzenden Laub, wenn lange Dürre gestöhnt hat. Dann hatte er in dem erfrischten Gewoge des Gottesbaums gesessen, eine Nachtigall, der die Brust voll war von seligen Liedern, die das Gold ihrer Kehle vergeudete in trunkenem Überschwang. Zuletzt aber kauerte er unter dem Niedergang einer Lawine, der Sturz eines Wasserfalls umtoste ihn, daß es fast schmerzte: da schuf er seine erste Symphonie.

Und wie der Mann, der aus einem Schattental kommt, alles dransetzt, die Sonne zu loben, so ward dieses sein Werk ein Bekenntnis zum neuen Frühling. Zu einem seelenlosen Klumpen geballt, lagen die Jahre des Kampfes hinter ihm, die an seinem Lebensmark gefressen hatten, die Jahre des drosselnden Hangens und Bangens, die ihn zwischen Ja und Nein hin und her geworfen, daß sein Wesen durchschüttert ward in Fieber und Krampf, zehnmal gespalten und zehnmal wieder verkittet und immer wund. Wie ein Eisberg altalten Winters lag das hinter ihm. Um ihn war Lenz.

Und dessen berühmte sich nun sein Werk. Trompeten und Hörner frohlockten, das Evangelium des Frühlings verkünden zu dürfen; in sattem B-Dur befestigten sie das majestätische „Werde" hoch über der Welt. Und die Welt fuhr sich wie eine schöne,

aus dem Schlafe geweckte Frau über die Stirn und strich verworrenes Träumen beiseite. Noch wagte sie nicht, der frohen Botschaft zu glauben, noch bebte sie nur fassungslos und streckte scheu eine zitternd abwehrende Hand aus, weil das neue bunte Glück sie blendete. Aber Klarinetten und Fagotte hoben es ihr aus schauerndem Gewoge der Bratschen wie einen geheimnisvollen Fund entgegen, Oboen und Flöten redeten ihr zärtlich zu als einer errötenden Braut. Und wieder und wieder lockte von oben der jubelnde Weckruf, der sich an sich selbst berauschte: Jugend, Jugend, Fülle und Allmacht und Kraft! Da ward die Welt mit einemmal gläubig, da sprang die scheue Träumerin aufjauchzend empor und warf sich hinein in den Taumel, der werbend um sie kreiste. Und der Sonnenjüngling, der flatternden Goldhaars durch den klingenden Äther fuhr, sprang vom Viergespann und fing sie in heißen Armen auf und riß sie an sein Herz. In Flammen loderten beide — — — — — — — — — — — — — —

Verzagte aber einmal die Aussaat der kleinen schwarzen Zeichen, die die Gänsefeder in die breitlaufenden Furchen der Partitur hinschwang, dann half der wirkliche Lenz, der vor dem offenen Fenster auf der Lauer lag, weiter bei der Instrumentierung. Die Lerchen, die wie Spieldosen der ewigen Liebe über den Reudnitzer Feldern hingen, verwandelten sich in Flötengekicher. Der Wind kam und rührte an den Schellenbaum der Märztage, an die Birke, die

voll schwatzender Stare saß, und eine Triangel zauberte verschwärmt im Orchester. Mit allen Streichern und Bläsern dankte der Schaffende dann dem Gott der Natur — — — — — — — — — —

So rang Robert Schumann mit dem Urklang. Und wenn viele seiner vergangenen Tage wie ein Eisklumpen gewesen waren, wie eine Winteralp, die einen schweren Schatten ins Land schob und alles rechte Keimen und Blühen hindern wollte, so zertaute er jetzt dieses Eisgebirge mit der unerschöpflichen Wärme seines Herzens und brachte es tönend zum Fließen. Winter stürzte in Bächen zu Tal und ward Sommer. Lawinen gingen nieder, und knirschendes Dröhnen war ihr Weg. Das Haus erbebte in den Grundfesten unter dem brausenden Fittich des Schöpfersturms und stöhnte. So ward der Schaffende beglückt und gemartert, bekrönt und gekreuzigt zugleich durch sein wucherndes Werk. So krümmte er sich in den Wehen geistigen Gebärens.

Dann und wann aber fuhr er empor, warf die Feder weg und schlich durch zwei, drei Türen auf den Fußspitzen, bis er eine blasse, in sich versunkene Frau fand, die an einem Kinderhäubchen stickte. Der strich er dann leise über den dunklen Scheitel, über die samtene Wange, wie einer wohl mit scheuen Fingerspitzen am Kelche des Altars hinstreicht oder am schimmernden Schrein der Hostie. Und die blasse Frau verstand ihn und hob den schmalen Kopf aus ihren Träumen. Sie dankte es ihm mit einem

Lächeln, in dem ebenfalls Wehen und Wonnen miteinander rangen.

* *
*

Im Hause Inselstraße Nummer fünf, eine Treppe hoch, schrillte heute zum ersten Male eine Dissonanz. Robert saß an seinem Flügel und wühlte wild in Dur. Ein Zimmer weiter saß Klara an dem ihrigen (es war ein geborgter; ihren eigenen hatte ihr Vater trotz den vermittelnden Bemühungen der Serreschen Eheleute, der Freunde in Maxen, noch immer nicht herausgegeben); sie tupfte zag an die Tasten, sie präludierte pianissimo. Wohin auf der schwarz-weißen Fläche sie aber auch griff mit ihrer kleinen, festen Hand, der schönsten Klavierhand in ganz Firlenz, immer wurde Moll daraus. Noch nie waren beide Instrumente zu derselben Stunde so in Widerspruch gewesen, noch nie überhaupt hatten sie zu gleicher Zeit ohne *einen* zusammenfassenden Musikwillen geklungen.

Bisher unbekannte Wallungen ihres hoffenden Blutes, hundert Zwiespältigkeiten seltsamster Art, die ihrer großen Mutterstunde vorausgingen, hatten Klara reizbar gemacht.

Robert, übernächtig und abgemattet vom Anprall des Tonsturms, spürte jeden Nerv seines Wesens so sehr gespannt, als müßte bei der geringfügigsten Gelegenheit irgend etwas in ihm platzen und reißen.

Zum Überfluß hatte noch Freund Wenzel seinen frisierten Tituskopf und sein stutzerhaftes Kamisol durch die Tür geschoben und erzählt, Mendelssohn sei verärgert über die „Colognaise“, die es an allen Straßenecken zu hören gab. Die Colognaise, das war das Lied Nikolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein —“, das, fünf-, zehnfach komponiert oder nach alten Volksweisen gesungen, allenthalben im Reich gegen Westen klang. Das Volk sang sich damit seine alte Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland vom Herzen. Auch Robert hatte das Lied in Töne gesetzt, und es schien ihm nicht übel gelungen. Friese, bei dem seine „Neue Zeitschrift für Musik“ nun schon seit Jahren erschien, hatte es auch sofort angenommen und stechen lassen, und innerhalb eines Monats waren nicht weniger als fünfhundert Exemplare verkauft worden. Nun kam Mendelssohn und meinte, ein solcher Text sollte von Rechts wegen überhaupt nicht komponiert werden. Zudem wäre es unfruchtbar zu schreien: Sie sollen ihn nicht haben —, denn was man fest besitze, brauche man nicht mit Lärm zu verteidigen, auch nicht mit musikalischem Lärm. So oder so ähnlich mochte nach Wenzels Bericht eine Äußerung gefallen sein.

Wenn man sich's bedachte: Neid sprach nicht aus Mendelssohn, nein, gewiß nicht! Dieser gesegnetste aller deutschen Komponisten war über Neid und Mißgunst erhaben, bei Gott! War er doch auch

sofort bereit gewesen, die noch tintennasse Symphonie im nächsten Gewandhauskonzert zur Aufführung zu bringen, in dem Konzert zum Besten des Orchester-Pensionsfonds, in dem auch Klara wieder einmal spielen und sich das erstemal als Frau Schumann hören lassen wollte! So mochte doch wohl an Mendelssohns Kritik etwas Wahres sein!

In solch quälerisches Grübeln auf der einen, in solch banges Frauentum auf der anderen Seite brauchte bloß ein törichtes Wort zu fallen, und die Seelen schrillten auf.

Klara behauptete: Wenn sie das bevorstehende Konzert in Ehren bestehen solle, müsse sie unbedingt wieder regelmäßig üben. Dann könne er wohl damit rechnen, öfter noch als bisher angebrannten Reis vorgesetzt zu bekommen, brummte Robert dagegen. Sie brach in Tränen aus. Er bereute seine Bemerkung angesichts ihres Zustandes und hüllte sich in fasernde Zigarrenwolken. Schließlich rettete sich jedes an sein Instrument wie hinter eine Schanze und litt einsam.

So fand sie der Vetter Pfundt, der kleine, dicke Pauker des Gewandhausorchesters, der nicht ohne Beklemmung seines biederen, ein wenig asthmatischen Herzens aus Klara eine Frau Schumann hatte werden sehen. Noch immer war sie seine Schwärmerei und sein Verzug. Er brachte ein Aurikelsträußchen.

Als er es mit einem nicht ganz mühelosen Diener

überreichte, entdeckte er die Tränenspuren. Sofort wallte es auf in seinem guten Herzen und verschwor sich: hier dürfe ein tapferer Patriot nicht von der Stelle weichen, um keinen Preis der Welt, ehe ein süßer Mund nicht wieder gelächelt habe. Da er aber nichts weniger als ein diffiziler Kopf war und, seinem Berufe entsprechend, am liebsten mit Mitteln arbeitete, die wie seine Klöppel brav und eindeutig aufs Gemüt fielen, schüttete er die lustigste Firlenzer Paukengeschichte der Traurigen einfach in den Schoß.

Sie kenne doch den alten Striegel, den Trompeter, der jetzt auf dem Nikolaiturm sitze. Ihr verehrter Ehegatte habe ja allerhand Fahrten mit dem erlebt. Also sie kenne ihn. Gut! Na, der wäre unter Ringelhardt beim Theaterorchester gewesen. Nun hätten sie da einen Paukisten gehabt, den struppigen Köhler, der geizig gewesen sei wie ein Jude vom Brühl. Ob sie von dem schon gehört habe. Nein? „Na, er hieß Köhler und sah aus wie ein gerupfter Kuckuck. Vatermörder und Brille und Augenschirm! Und s o saß er immer da.“ Er machte es vor.

Um Klaras bitteren Mund zuckte es winzig.

„Da hatte nu mal der Striegel dem alten Köhler zwei Taler zu zahlen. Und wann brachte er sie ihm? 'n paar Minuten vor der Ouvertüre. Und nu konnte doch der alte Filz die Sechser nich leiden, weil immer soviel falsche drunter waren. Nu und auch von wegen seiner Kurzsichtigkeit. Und

weil großes Geld besser is als kleines. Und nu bracht's ihm der Striegel, und der Alte reckte den Hals wie'n Lämmergeier. Wo er's hinzählen sollte, fragte der Striegel. Nu, gleich hierher aufs Paukenfell, wohin denn sonst! Und nu hatte doch der Striegel die harten Schweden in lauter Sechser eingewechselt. In 'nem Tütchen hatte er sie. Und nu fing er an aufzuzählen, hier 'n Häufchen und da 'n Häufchen. Der Köhler klappte nur immer den Mund auf und zu; sagen konnt' er nichts vor Wut. — Nu, Sie glauben's wohl nich, Klara?"

„Ich glaub's schon, Vetter", nickte die mit erhellten Augen und hielt ihr Batisttüchlein vor die Lippen. Ja, sie tat ihm sogar den Gefallen und zeigte sich ganz im Bilde: „Sagten Sie nicht vorhin, die Ouvertüre sollte gleich losgehen?"

„Nu eben", rief Pfundt, in sich hineinblinzelnd, und beglückwünschte seine Geschichte. „Einen Moment! Und wie der Stegmeyer — der dirigierte damals bei Ringelhardt —, wie der Stegmeyer den Bogen hebt, da ist der Striegel immer noch nich fertig mit aufzählen. Und der Köhler hat doch gleich am Anfang zwanzig Takte Wirbel, erst auf der linken Pauke, dann auf der rechten. Die Trompeten kamen erst später dran. Na, der kocht nich schlecht! Und da fängt er nu auf der leeren Pauke an, wrrm, wrrm, wrrmm, und nu muß er doch auf die andre nüberwechseln, wrrm, wrrm, wrrmm. Gott ach Gott, Klara, sind da die Sechser um=

einandergesprungen! Und die falschen immer am höchsten, und, hast du nich gesehn, über'n Paukenrand. Denken Sie nur, Klara, sechsundneunzig Sechser, und immer wrrm, wrrm, wrrmm —"

„Hören Sie auf, Vetter, hören Sie auf!" Klara lachte schallend und bog sich.

Pfundt schmunzelte beglückt und liebkoste jede Bewegung der Getrösteten mit seinen biederen Äugelchen.

Und schon stand Robert in der Tür, von dem Lachen seines Weibes ach wie gern angelockt. Das Haar lag ihm wirr um die Stirn. Er blinzelte kurzsichtig und erstaunt.

„Wundern Sie sich nicht weiter, verehrter Doktor," trat ihm Pfundt entgegen, „ich hab' Ihrer lieben Gattin nur 'n bissel gute Laune aufgezählt — sie saß so kümmerlich auf ihrem Stühlchen — und als echter Pauker natürlich mit 'nem Knalleffekt, wie Sie sehen —. Übrigens, als ich vorhin die Treppe raufkam, da hatten Sie sich so wild in Dur verfitzt, und die Base Klara zwitscherte so'n Endchen in Moll, da dacht' ich: Man merkt doch gleich, zu wem man kommt: richtig Florestan und Eusebius!"

Er hatte ein wenig sticheln wollen, der Schalk, ob des offensichtlichen ehelichen Regenhimmels, aber er hatte einen glücklichen Spruch getan.

Robert trat mit raschen Schritten zu Klara und zog sie an sich: „Jawohl, lieber Pfundt, Florestan und Eusebius, und untrennbar in e i n e m Bunde; Sie haben's gut getroffen. Und für den Knalleffekt

mehr als Dank, nämlich einen Danziger, oder wollen Sie lieber einen Doppelkümmel?"

— — — — — — — — — — — — — —

Als der kleine Paukist schon lange um die Hausecke von dannen gependelt war, saßen sie noch immer beisammen mit verschlungenen Händen.

An dem Abend dieses Tages war's, daß sie beschlossen, gemeinsam eine Sammlung Lieder herauszugeben, als Florestan und Eusebius in neuer Gestalt sozusagen. Und zwar sollten's Verse aus Rückerts „Liebesfrühling" sein, die sie vertonen wollten, jawohl, Verse aus dem „Liebesfrühling".

* * *

Kurz vor dem Gewandhauskonzert kam eines Nachmittags Mendelssohn, um mit Klara sein Duo für vier Hände durchzuspielen; sollte es doch neben Schumanns Symphonie seine Uraufführung erleben.

Robert war der einzige Zuhörer. Er saß im Winkel, in einen Polsterstuhl gedrückt, die Knie übereinander, in den Schalen der Hände das Kinn. Merkwürdig, wie sich die Gesichter der Spielenden von dem hellen Feld des Fensters abhoben: Vor dem hochstirnigen Profil des Freundes, das bei Wendungen die holländische Bartkrause umflockte, die hellen, milden Züge der geliebten Frau, ganz ins Klingen hingegeben. Wie zwei Fürsten auf einem alten Taler, mußte er denken. Ja, wie zwei Fürsten in einem herrlichen Reich!

Wundervoll, wie unter ihren Händen die Sechzehntel aufperlten! Sie hatte doch eine unvergleichliche Art des Anschlags! Hier war der Musikpädagog Wieck wirklich einmal zu loben. Und wie auf ihre holde Ansprache hin die tieferen Oktaven antworteten!

Mendelssohn führte seinen Part mit der lässigen Eleganz durch, die ihm vor seinen Schöpfungen so gut stand. Und doch flackerte heute etwas Befremdliches in seinem Spiel; von Takt zu Takt wurde es deutlicher. Plötzlich brach er jäh ab mit erbostem Kopfschütteln: „Es klingt und klingt nicht so, wie es innen klang! Man ist doch ein elender Stümper! — Mein Gott, beste Freundin, verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht erschrecken."

Die junge Frau saß mit verstörtem Blick; auf ihren Wangen wechselte Rot und Weiß; sie war aus einem schönen Traume gerissen.

Von nun an war Mendelssohn die Zartheit selber. Er gab beim Weiterspielen in unglaublicher Biegsamkeit nach, wenn sie um einen Pulsschlag das Tempo wechselte. Er führte später aus seinen „Liedern ohne Worte" alle vor, von denen er wußte, daß sie sie besonders liebte. Er phantasierte über das Thema ihrer Romanze, das schon Robert variiert hatte, und strahlte sie mit seinem herzlichsten Lächeln an.

Sie aber blieb betroffen. Und wenn sie schon den Seelensturz von vorhin verwunden hatte, so

trieb ihr der Abstand, den ihre Reizbarkeit zu wähnen glaubte zwischen Mendelssohns weltmännischem Spiel und der nach ihrer Meinung allzu vernachlässigten Zucht ihrer eigenen Hände, fast Tränen in die Augen.

Robert begriff alles von fern und umfing ihre zarte mütterliche Gestalt mit einem Blick grenzenloser Liebe. Sobald das Konzert vorüber, wollte er mit ihr wieder Bach und Beethoven studieren, das versprach er sich — — — — — — — —

Und das Konzert kam und brachte ungeahnte Freuden: Erst schon die Firlenzer, als Clarissima im Saal erschien! Sie sahen ihre geliebte Klara Wieck zum erstenmal als junge Frau auf dem Podium und klatschten und tobten und gebärdeten sich wie närrisch vor Jubel. Robert lobte das Geschick im geheimen: Das würde der Liebsten über ihre zitternde Rampenangst hinweghelfen!

Dann Mendelssohns Duo. Es ging vortrefflich. Und der Meister hatte wirklich keine Ursache, über dem Werke die Stirn zu runzeln! Weiter die Sängerin, die zwei Schumannsche Lieder mit schöner Wärme vortrug. „Du meine Seele, du mein Herz —“ mußte sie wiederholen, natürlich: „Du meine Seele, du mein Herz —.“

Und schließlich die Symphonie. Schon der erste Trompeteneinsatz war gut; es klang wie aus der Höhe, wie ein Ruf zum Erwachen. Und in dem folgenden fing's wirklich an zu knospen und zu

grünen, und dann und wann flog ein Schmetterling auf, und im Allegro hißte wirklich der Frühling alle Fahnen. Mendelssohn stand oben wie ein Lenzzauberer und schlug Quellen aus dem vereisten Stein mit seinem Zauberstab. Und als er gar das schwierige Scherzo mit seinem verbindlichsten Lächeln durch alle Fährnisse geleitet und im letzten Satz die heikle Flötenkadenz überlegen und siegreich ins erste Tempo zurückgeführt hatte, da wäre man ihm am liebsten vor aller Menschheit um den Hals gefallen!

Firlenz tummelte sich denn auch mit Händen und Füßen und wollte lange keine Ruhe geben. Wie Frühlingsüberschwang dampfte es aus brausenden Herzen. Und als man sich wieder und wieder verneigen mußte und aus Klaras Augen zum Überfluß noch den Triumphblick strahlendster Mitfreude erhaschte, da taten sich die Wände des Saals auf einmal fein säuberlich auseinander, und auf Rosengewölk wogte eine Göttin und winkte mit Kränzen.

Als Robert mit dem Freund und der Seelenschwester durch die Frühlingsnacht nach Hause ging, sang rings in den Gärten die Nachtigall; sie sang das Larghetto des zweiten Satzes in immer himmlischeren Verzierungen nach. Kaum rührte sein Fuß die Katzenköpfe der Stadt Firlenz, er schwebte mehr, als er schritt. Zwar fühlte er Chiarinas kleine, heiße Hand in der seinen; dennoch hob ihn der Wirbel der Schöpferwonne hoch über sich hinaus, als er schwärmte: „Meine nächste Symphonie soll Klara

heißen; und ich will dich darin abmalen mit Flöten und Oboen, Geliebte! Und mit Harfen!" — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Rausch unersättlichen Schaffensdrangs blieb über ihm den ganzen Sommer noch. Er hämmerte aus dem Urklang wie aus einem Marmorblock geheimnisvolles Wesen der Welt heraus. Das All ward ihm zu Tönen und kreiste um ihn wie die Ringe des Saturn um ihren Strahlenkern; und es schien ihm gegeben, neue Sternbilder zu formen. Das All seiner Brust weitete sich, und er hing sein verklärtes Sehnen am Septakkord des Regenbogens auf. Die Symphonie, die „Klara" heißen sollte, strudelte aus seinem Herzen wie eine Feuergarbe der Dankbarkeit gegen die, die den Bogen des Friedens um ihn geschlagen hatte. Keine Grenze schien seiner Kunst mehr gezogen.

Auf D-Moll, die Tonart jenes rätselvollen „Don Giovanni", der die Liebe der Frauen in allen Höhen und Tiefen durchmessen, gründete er das neue Werk. Dabei beugte er sich wohl den ehernen Gesetzen, die Beethoven in seinen ragenden Symphonien aufgerichtet, aber er goß die schauernde Inbrunst hinein, mit der sein Dämon *sein* Wesen gezeichnet hatte; und etwas aus sich selber Gültiges wurde geboren.

Inzwischen nahte auch Klaras große Menschenstunde.

Noch hatte sie trotz der immer rührenderen Unbeholfenheit ihrer mütterlichen Gestalt mit will-

kommenen Freunden des Hauses tapfer Musik gemacht. Becker aus Freiberg war Abende lang dagewesen, der treue Bergschreiber, der vor vier Jahren ihre verängstigten Herzen von neuem und endgültig zusammengeführt hatte, dazu David, der Geiger, Mendelssohns erster Konzertmeister. Viel Neues von Robert hatte sie den beiden vorgesetzt.

Noch hatte sie dann brav Windeln umsäumt, Salat gewaschen, Bohnen geschnitten und an einem kleinen Buche sich erbaut, das auch ihrem Liebsten helles Entzücken abgerungen. Es hieß „Lalla Rookh". Einer hatte es aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Und besonders war da eine Episode, die ihr im Innersten naheging. Eine indische Peri, von Allah aus dem Paradies gestoßen, wollte um jeden Preis wieder ins Paradies hineinkommen. Vor den Toren Edens saß sie und badete in Reuetränen.

Mit dieser wehmütigen Tochter der Luft bangte Klara nun manche Zeit zwischen Himmel und Erde, mit ihr stieg und sank ihr ungewisser Puls aus Kreuz in Wollust und aus Glück in Pein. Mit ihr seufzte sie in Prüfungen und rang um den Preis der Erde. Bis ein Gott auch sie in Schmerzen zu ihrer Bestimmung rief — — — — — — — —

Es war am ersten Tag im September, vormittags gegen elf, als sich ein Gewitter über verschatteten Dächern zusammenbraute. Die Schwalben schwirrten aufgeregt und schossen gleißend vor

den Fenstern vorbei wie geflügelte Fische. Wind strich mit raschelnden Fingern an den Wänden hin. Albdruck schwüler Luft kniete auf jeder Brust.

Endlich fiel der erste Blitz, Donnerton und Regensturz nach sich ziehend. Das helle Rauschen, das die Scheiben wusch, hätte erfrischen können, wenn die dumpfe Angst nicht gewesen wäre vor dem Raubtiersprung der Elemente. So ging und stand und lag der Mensch in armer Wehrlosigkeit. Bis denn, als zum neuntenmal die Pauke des Donners hinter einem nahen Blitze dreingetost war, ein neues Stimmchen in den Chorus des Lebendigen mündete.

Im Hause Inselstraße Nummer fünf war ein kleiner Mensch geboren worden. Und die blasse Mutter lag mit blaugeäderten Händen in den Kissen, wund und müde von ihrem großen Werk, fremdartigen Adel auf der Stirne — — — — —

* *
*

An Klaras Geburtstag, dreizehn Tage später, wurde das Kind getauft. Der Name der heiligsten Gebärerin, Maria, wurde ihm gegeben.

Robert saß nun manchmal weltverloren neben dem neuen rätselhaften Wesen und nahm die winzigen Hände in die seinen, wogegen die kleine Kreatur meist mit gellender Kehle Einspruch erhob.

„Prächtige Stimme!“ nickte er dann schmunzelnd ins leere Zimmer. „Nicht ohne musikalische

Anlage! — Und richtige kleine Klavierfinger hat's schon! Muttererbe!"

Er strich der geliebten Wöchnerin, die sich in unerwarteter Tapferkeit schnell erhoben hatte, ehrfürchtig über den Scheitel und begeisterte sich: „Ja, das Schöpferische! — Es geht nichts in der Welt über die Vater- und Mutterschaft, Liebste! Ich eine oder vielmehr fast zwei Symphonien und du ein Kind! Soll einer kommen und sagen, daß wir nicht Sinn in unser Dasein brächten! Denk doch, welcher Reichtum, welcher Reichtum!"

Er wendete den trunkenen Blick von ihr ins Uferlose: „In der Nacht, da du zum erstenmal neben mir schliefst, dort in dem Zimmer, da hatte ich einen merkwürdigen Traum. Fast schien's wirklich, was ich da sah: Ich stand am Fenster, und an mir vorbei wälzte sich ein rauschender Strom, eilig, wie von den Alpen die Wasser schießen. Und plötzlich waren es zwei Ströme, die nebeneinander hinschossen wie kristallene Bänder und weiter und weit, ins Uferlose, immer nebeneinander hin —. Und nun, meine Klara, nun hör' ich die Ströme wieder. Mir ist's, als könnt' ich die Finger eintauchen in die Flut. Und ein wenig schwindelt mich's auch dabei — —." Er wandte ihr den Blick wieder zu: „Du hast einen sonderbaren Kauz zum Mann, Klara. Und nun ist er gar schon Vater!"

Sie lehnte sich an ihn, das Kind an die Brust gebettet: „Wir wollen nebeneinanderlaufen und

eines Willens sein wie deine Ströme, du lieber, träumerischer Mann, dann wird's schon seine Richtigkeit haben." — — — — — — — — — — — —

Taufpaten hatte die kleine Marie vier:
Karl Schumann, der einzige noch lebende von Roberts Brüdern, hatte seine Schneeberger Buchdruckerei für ein paar Tage im Stich gelassen und war mit Freuden gekommen, einmal nach dem seltsamsten Sproß seiner Sippe zu sehen. Und wie sich die berühmte Pianistin Klara Wieck, die sich jener so heiß erkämpft hatte, als Hausmütterchen ausnahm, das wollte er auch brennend gern einer ehrfürchtig teilnehmenden Betrachtung unterziehen. Er schenkte einen Löffel, eine Gabel und ein Messer, alles aus Silber, als Taufangebinde und wünschte dabei, sein Patenkind möchte immerdar im Leben was zu beißen haben. Stolz auf diese lange Rede, sagte er danach kaum noch zehn Silben, war er doch wie Robert, ja, vielleicht mehr noch als dieser, ein Geizhals der Worte.

Frau Marianne Bargiel, Klaras rechte Mutter, hatte ein Häubchen von rosa Taft aus Berlin mitgebracht. Sie konnte nicht viel geben, denn sie war arm geblieben, seit sie sich von Wieck geschieden. Dafür schenkte sie von dem Überschwang ihres Herzens. Sie betrachtete über das Kind weg die jungen Eltern, deren Bund aus so bitterem Erdreich aufgewachsen; sie segnete den dunklen Scheitel ihrer

Tochter und feite mit dem Gebet ihrer Seele die Wiege vor Schicksalserbe und verwandtem Leid.

Klara, die das Flehen dieses Herzens genau verstand, dachte einen Augenblick daran, daß sie ohne Roberts Wissen auch ihren Vater zur Taufe gebeten, von Wieck aber eine höhnische Absage erhalten hatte. Sie wurde nachträglich rot vor Scham bis in die Schläfen. —

Mit demselben Eisenbahnzug wie Frau Marianne war Mendelssohn gekommen. Er weilte bereits seit Monaten in Berlin, wo ihn, sehr gegen seinen Willen, der König von Preußen als Akademiedirektor festzuhalten wünschte. Reine menschliche Teilnahme am Schumannschen Glück stand in seinem hellen Gesicht zu lesen. Er war bester Laune, sprudelte über von lustigen Einfällen. Drei schwere alte Schautaler hatte er in den Patenbrief gebunden. Als er nach dem schlicht-fröhlichen Mahle in einer humoristischen Klavierphantasie die künftigen Schicksale seines Täuflings ausmalen wollte, protestierte der mit mörderlichem Geschrei, was ihn und die Tafelrunde noch mehr erheiterte.

Zum vierten war die Würde der Patenschaft in die treuen Hände der Madam Veronika gelegt.

Robert hatte drauf bestanden, daß die kreuzbrave Wächterin seiner Junggesellentage aus dem „Roten Kollegium" also geehrt werde, nachdem sie bereits die Hochzeit nachdrücklich mitgefeiert und bis diesen Tag eine geradezu unverdient innige Freundschaft

gehalten. Sie war denn auch in ihrer großen Staatshaube und im Chenilletuch ihres seligen Emanuel pflichtbewußt zugegen und brachte als Angebinde eine ziemlich wertvolle Klapper aus Elfenbein zum Vorschein.

„Nee, lieber Herr Dokter," sagte sie, „da sitzen Sie nu als richtiggehender Kindtaufsvater vor mir, nee, man könnt's bald nich für möglich halten. Und ich hätt' Sie's auch bald nich zugetraut, jawohl! Du lieber Gott, wenn ich dran denk', was Sie manchmal für 'ne wüste Kurasche hatten im ‚Roten Kolleg', und wie oft ich Baldriantee kochen mußte! Und nu hat sich alles so freindlich zusammengeschickt, und nu sitzen Sie so hibsch reell da als Kindtaufsvater, nee, nee, das rührt mich doch zu sehr." Nachdem sie die Sturzflut ihrer Tränen getilgt hatte, holte sie von neuem aus: „Und Sie, liebste, scheenste Frau Dokter, daß Sie nu so e hibsches, gesundes Kindchen auf de Welt gebracht ha'm, 's is zu wunderbar! Ks, ks, ks!" Sie scherzte mit ihrem linken Zeigefinger in die Wiege und drückte überzärtlich das rechte Auge zu: „Und die ganze Mutter, jawohl!" Dann richtete sie ihre Blicke fest auf beide Eltern und vollendete: „Und wissen Sie noch, am Polterabend, wie ich Sie den Klammersack brachte und die Kaffeemihle. Herr Dokter, sagt' ich da, und Frau Dokter, da is Musik drinne; 's is überall Musik drinne, auch wo mer'sch gar nich denken tut, wissen Sie's noch?" Die Angeredeten hatten kaum glück-

lich genickt und die Mutter Bargiel auch, da hielt sie triumphierend die Klapper in die Höhe und rief mit herzhaftem Schüttelton: „Na, und is hier vielleicht keine Musik drinne, meine Herrschaften? Die scheenste Musik, die 's in der ganzen Welt gibt, is die nich überhaupt in so 'ner Kinderklapper? Die schenk' ich nu meinem lieben Patenkindel, und alles Gute in seine kleine Seele 'nein, das wünscht ihm dazu die Madam Veronika!" Unter einem neuerlichen Sturz von schnellen Tränen schloß sie.

Der Schalk Mendelssohn bot ihr ritterlich den Arm und suchte ihr einen trostvollen Platz hinter der dicken Kaffeekanne.

Alle aber freuten sich der guten Musik, die sie gepriesen.

* * *

Als nach fruchtbaren Herbstwochen Nebel und Reif die Insel des Glücks umzogen und am Ende Flocken rieselten, spann man sich ein in trauliche Bethlehemgedanken. Ein Wiegenlied, noch tintenfrisch, lag natürlich auf dem Weihnachtstische an Klaras Platz. Der Davidsbündler, der den Philistern einst ewige Fehde geschworen, verabschiedete jetzt den wilden Florestan und füllte sich mit dem Wesen des sanften Eusebius aus. Er kehrte sich ab von Jean Pauls, seines Klassikers, tollem Larventanz des Seins, der das Herz unruhig und den Sinn dämonisch machte, und bat dessen idyllische Klein-

geister zu Gast, den Quintus Fixlein und das Schulmeisterlein Maria Wuz von Auenthal. Noch lieber verabschiedete er Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns, seines andern geliebten Dichters, Wahnsinnsmann. Gegen Nußknacker und Mausekönig tauschte er ihn ein, den Rotmützigen mit dem chinesischen Schlafrock und der Strohkrone. An einem Nest baute er, das warm und eng und friedlich war, und spürte mit Verwunderung, wie sein innerstes Wesen sich wohlig dabei dehnte.

Hinter all dem aber stand als leise quälender Spuk ein schattenhafter Wegweiser. Der streckte unerbittliche Arme hinaus in den Lärm der Welt: Geld mußte verdient werden, zumal das neue liebe Stimmlein die Wände mit fröhlichem Hungergeschrei grüßte! Da aber die Einnahmen aus der Zeitschrift und den Kompositionen sehr gering waren und das kleine Kapital nicht angegriffen werden sollte, so konnten hier nur Konzerte helfen, Konzerte in großen, musikverständigen Städten gegeben, am liebsten im Ausland. Und mehr noch als den Komponisten ging das die Virtuosin an. So drohte denn die rauhe Forderung, daß sich Vater und Mutter von ihrem Kinde scheiden und ihr Geschick für eine Zeit der kalten Fremde anvertrauen möchten.

So sehr der Gedanke einer Trennung von ihrer Kleinen Klara schmerzte, regte sich in ihr doch das alte fahrtbereite Musikantenblut; und die Zuversicht, daß ein klingender Gewinn das Opfer lohnen würde,

tröstete sie von vornherein. Anders Robert. Ihm schien jener spukhaft gespreizte Wegweiser wie ein Kreuz gegen den hellen Himmel seiner Gegenwart gestellt. Ein Raub an der gesegneten Brutstätte seines klingenden Werkes deuchte ihn das Reisen. Ihm war, als warnte ihn ein Rätselhaftes, den Schritt über den Rand seiner Glücksinsel zu setzen.

Erst die dringende Aufforderung von Freunden in Hamburg und Bremen, bei ihnen seine Symphonie aufzuführen, besiegte die geheime Scheu. Klara freute sich.

Nachdem sie das Kind unter tausend Beschwörungen der treuen Hausmagd anvertraut hatten, verließen sie Leipzig an einem Fastnachtsdienstage, da auf allen Gassen bunte Masken schwärmten.

„Der Larventanz des Lebens, kaum, daß man aus dem Hause tritt!“ beklagte sich Robert, schon wieder entmutigt.

„Sieh doch, was hinter den Masken ist, Lieber; sieh doch das brave Firlenzer Herz. Warum sollen sie nicht lustig sein? Morgen ist doch Aschermittwoch“, versuchte Klara zu scherzen.

Aber etwas wie ein Flor lag nun auf beider Ausfahrt.

„Aschermittwoch“, nickte er abwesend und zog den Reisepelz fest über der Brust zusammen — —

So kehrte er denn nach beseligenden Konzerten Klaras und nach gelungener Aufführung der Symphonie auch allein zu dem Kind zurück, während

die Gefährtin sich entschloß, das Ziel der Kunstreise bis nach Kopenhagen hinauszustecken. Das unablässige Zureden der Freunde verhieß ihr dort goldene Berge. Und geradezu frevelhaft erschien es ihr schließlich, einen voraussichtlich so sicheren Gewinn den Ihrigen nicht zuzuwenden.

Er ließ sie schweren Herzens aus seinen Armen. Sie selber schluchzte wie in den Tagen, da die Tücke Wiecks ihren Seelenbund durch den Zwang immer neuer Abschiede gemartert hatte. —

In Leipzig war dem Zurückgekehrten mit einem Schlag der Zauber der glückhaften Insel gebrochen.

Wohl läutete das Stimmlein des Kindes wie ein Freudenglöckchen, aber es gemahnte auch jede Stunde daran, daß eine Mutter ach so fern einer vertrauten Wiege weilte. Die Wände starrten wie bestohlen. Das Gestühl kantete mürrisch in den Zimmern. Ihr Flügel stand geschlossen und ohne Gemüt, trostlos stand er wie ein Bresthafter, der keine Stimme mehr hat.

Und wenn man in der Richtung des Thomaspförtchens über die Dächer sah, etwa in der Hoffnung, es möchte sich wie einst eine geliebte Wanderseele zum geistigen Stelldichein dort angemeldet haben, so blinkte nichts als milchiger Aprilhimmel. Keine Wärme strahlte. Keine Spur jener zärtlichen Nähe, die den schöpferischen Mut belebte. Der Acker der Musik lag brach; es fehlte die singende Garbenbinderin. Es fehlte ein Stück Florestan und ein

Stück Eusebius. Und sogar der Körper litt unter dieser Beraubtheit.

* *
*

An einem dieser verwaisten Tage klingelte es im Flur. Als Robert die Tür öffnete, stand im beschränkten Licht des Vorraums ein Mann ungefähr seines Alters, der sich mit einer schlenkernden Bewegung vorstellte: Richard Wagner aus Paris!

Während er ihn ins Zimmer bat, sammelte er seine verstreuten Gedanken: Ein Musiker dieses Namens gehörte zu den gelegentlichen Mitarbeitern seines Blattes. Auch hatte die Zeitschrift dann und wann ein paar Worte über die Tätigkeit dieses Mannes als Kapellmeister gebracht, als Kapellmeister mal dort und mal hier. Und dann war, wenn er nicht irrte, im Gewandhaus sogar einmal was von ihm gespielt worden, vor langer Zeit, in seinen ersten Leipziger Jahren. Er schien ein unruhiger Geist zu sein, einer jener abenteuernden Musikanten, die ohne Ernst der Göttin dienten.

Wie er ihm jetzt im Hellen gegenübersaß, blickte er in ein Antlitz, das etwas in ihm zurückzucken ließ: Augen, die sonderbar flackerten, ein Mund, den es nervös und ironisch umhuschte, den ein paar frühe Falten in den Winkeln nach unten zogen. Geringschätzung mochte dieser schmale Mund leichter aussprechen als Lob und Liebe; wahrhaftig, etwas Feindseliges witterte aus diesem Gesicht! Und die

napoleonische Nase über dem scharfen Kinn! Oder war es die Nase Wiecks? Kurz und gut: ein Mensch aus einem andern Lager, aus einer anderen Substanz!

Er rang sich höfliche Teilnahme ab: „Sie kommen direkt aus Paris?"

„So direkt wie einer, der aus dem Wirtshaus auf die Gasse fliegt. An verstauchten Gliedern fehlt's nicht und auch nicht an einer blutigen Nase!"

„Es ist Ihnen drüben nicht gut gegangen?"

„So gut, daß ich um ein Haar verhungert wär'! Und meine Frau mit. Gut, daß unser Hund sich beizeiten aus dem Staub gemacht hatte!" Der Mund, der das sagte, verzerrte sich förmlich vor Bitternis.

„Mein Gott!" forschte Schumann, nicht ohne Bewegung: „Wie kamen Sie nur in eine solche Lage! Waren Sie nicht vorher mal Kapellmeister in — in Magdeburg?"

„Jawohl, in Magdeburg, bis die Truppe zum Teufel ging, ausgerechnet, als sie mein ‚Liebesverbot' spielen sollte. Und dann war ich Musikhäuptling in Königsberg; nur, daß ein andrer meine Stelle innehatte! Was übrigens kein Grund war, nicht in den Stand der heiligen Ehe zu treten! Haha, mit dreiundzwanzig Lenzen! — Sie sind doch auch —. Kann man der verehrungswürdigen Künstlerin nicht mal die Hand küssen?"

„Meine Frau ist nicht da, weit fort, spielt in Kopenhagen", sagte Schumann traurig; „ich hoffe, daß sie nächste Woche wiederkommt."

Der andre lächelte unsagbar, sich umsehend: „Gewiß kommt sie wieder in dieses trauliche Heim. Die meinige war andrer Meinung, als sie mir durchging. In Riga hatt' ich sie übrigens schon wieder! Ja, in Riga hab' ich ebenfalls an der Veredlung der deutschen Opernbühne gearbeitet! Dorn, den Sie auch kennen, hat Ihnen damals doch wohl Berichte geschickt. Er hat's dann nicht für einen Raub gehalten, mich aus meiner Stelle zu drängen. 's gibt verflucht anständige Charaktere, nicht bloß an der Seine!"

„Und da erhofften Sie sich von Paris ein besseres Glück?"

„Sehr wohl. Alles auf eine Karte! Mit Weib und Hund bei Nacht über die Grenze, damit die verehrlichen Gläubiger nicht Lunte röchen. Und aufs Schiff. Und drei und eine halbe Woche bis London. Immer Sturm, Nebel, Sandbänke! Der Frau war's natürlich immer schlecht! Und der Hund — wie besessen! 's war ein Neufundländer, so groß!" Er hob die magere Hand bis zur Tischhöhe. Dann schien's, als ob ihn seine Erinnerungen mit furchtbaren Gesichten bedrängten. „Alles auf eine Karte!" stöhnte er, „und sie war schlecht! Wissen Sie, was ein Falschspieler des Lebens ist, verehrter Doktor?"

Der saß abwesend, in sich verschanzt. Der Anprall dieses fremden Schicksals machte ihn erbeben. Dazu war eine wilde Angst um Klara in ihm aufgestiegen, als jener von Schiffahrt und Seenot

sprach. Fast dünkte es ihn, die Fratzen des Seins, die ihm das Reisen verleidet, zwängten sich mit dem Gast in seine eigene Stube. Erst nach einer Weile ermannte er sich: „Wie meinten Sie?"

Wagner lächelte schmerzlich und sah ihn lange von der Seite an, mit den Absätzen seiner Schuhe Takt klopfend: „Ach, nichts von Bedeutung! Nur eine Sentenz höchsteigner Prägung: Heirate nicht zu früh und such' dir einen reichen Vater aus, eh' du dich auf diesen zweifelhaften Planeten befördern läßt; jawohl, besonders das letztere! — Na, vielleicht klappt's wenigstens mit Dresden. Meinen ‚Rienzi', große Oper in fünf Akten, haben sie nämlich angenommen und wollen ihn nächstens rausbringen. Vielleicht klappt's doch wenigstens einmal!" Etwas wie ein heller Schimmer verschönte einen Augenblick sein fahles Gesicht.

Schumann sah's, und es rührte ihn. Er streckte die Hand aus nach seinem Gegenüber und meinte herzlich: „Und da sollen wir nun in der ‚Neuen Zeitschrift' unsre Pflicht tun?"

„Ach was," rief Wagner und sprang auf, plötzlich ein anderer Mensch, „ich bin gekommen, weil ich Sie mal sehen wollte. Sie, den Florestan, den Davidsbündler! Und meinetwegen auch den Eusebius! Wir sind ja Kollegen, wir sind ja Brüder! Kämpfer, Schulter an Schulter, sind wir doch, Doktor! Oder wollen Sie nicht, wie ich, die Julirevolution der Musik? Haben Sie's nicht hundert-

mal geschrieben in Ihrem Blatte? Wollten Sie nicht die Philister austilgen und neue, kühne Melodien erfinden? Musik, die ihren eigenen, unbedingten Willen hat, die ihr selbständiges Gesetz hat in sich, Musik, die von innen heraus glüht und mit Flügeln des Sturmes daherbraust über die Glatzen und faulen Köpfe? Wollten Sie das nicht?"

Robert Schumann sah erschreckt zu ihm auf und dachte der Dumpfheit seiner letzten Wochen. Gleichzeitig mahnten ihn fernher die Stimmen seiner Symphonien, durch den Appell des Gastes zu plötzlichem Hall geweckt, daß er an die Gesetze eines anderen, an die hohen Formeln Beethovens, ihren stattlichen Gliederbau angelehnt und daß das schön und gut gewesen bis zu dieser Stunde. Und die Selbstgewißheit, mit der ein andrer, von dem er noch nicht eine volle Note gehört hatte, sich ihm an die Seite stellte, verdroß ihn auch ein wenig.

So erhob er sich ebenfalls und trat einen Schritt zurück, nach dem Schreibtisch zu, indem er sagte: „Die Davidsbündler von einst sind besonnenere Leute geworden, lieber Herr. Allzuviel Blech und Kalbfell verdirbt jede Ouvertüre. Aber sie sind noch am Werk und wünschen Ihrem ‚Rienzi' einen ordentlichen Sieg. Ist's übrigens von Bulwer der ‚Letzte der Tribunen', den Sie benutzt haben? Und wer hat Ihnen den Text geschrieben?"

In Wagners Gesicht war der alte bittere Zug getreten, der mit dem geringschätzigen Spottwillen

der Mundwinkel keinen guten Akkord gab: „Mach' ich alles selber. Wie singt der Poete: Die Axt im Haus — —? Na, Sie wissen schon, Sie sind ja in der deutschen Literatur so außerordentlich beschlagen. — Kommen Sie da wenigstens 'nüber nach Dresden, wenn's mit dem ‚Rienzi' soweit ist. Vielleicht besinnt sich der Florestan auf seine Jugendposaune!"

Schumann entgegnete nichts mehr. Er geleitete den schrillen Gast zur Tür und saß dann in langer Verstimmtheit am Fenster. Es war ihm, als wäre wirklich etwas Fratzenhaftes dicht an ihm vorbeigestreift, etwas, das seinen schwer erstrittenen Frieden gewalttätig bedrohte.

Einer aus anderm Stoff! nickte er hinter dem Besucher drein, einer mit lauter Lunge und harten Stiefeln. Und doch vielleicht nicht nur ein äußerlicher Trabant der Göttin! Und ein Gejagter des Schicksals dazu! Bruder, nickte er, Kampfgenosse! Wie viele keuchen nebeneinander den steilen Weg und sind sich fremder als Abend und Morgen. — O, es wär' doch gut, wenn Chiara wieder da wäre!

* *
*

Klara war zurück. Nachdem sie, noch im Reisekleid, ihr Kind ans Herz genommen und singend durch alle Räume getragen hatte, gab sie sprudelnden Bericht.

Reingewinn der ganzen Sache hundert Louisdor!

Sechsmal öffentlich gespielt in Kopenhagen und einmal vor der Königin! Viel Beifall, sehr liebe Leute! Alle wollen den Komponisten Robert Schumann kennenlernen! Und diese Bekanntschaften! Erst den Dichter Andersen. „Meine Güte, sieht der Mann häßlich aus, aber sehr interessant; er läßt dich grüßen!“ Dann den kleinen Gade. „Er ist nicht größer als ich und hat *solche* Pausbacken; aber er liebt dich, Robert, und kennt alles von dir; er läßt dich grüßen!“ Dann die zwei jungen Prinzen von Glücksburg. „Sie sind in jedes meiner Konzerte gekommen mit Blumensträußen, und auf der ‚Langen Linie‘ haben sie mich begleitet; oh, wie die Leute geguckt haben, mir wurde ganz angst; sie lassen dich grüßen!“

Robert, der vor Freude strahlte, hob schelmisch den Finger: „Ei, ei! Junge Prinzen von Glücksburg, und gleich zwei auf einmal! Du Schlimme du! Die mögen freilich ihren Namen verdient haben! Und der arme Ehemann zu Hause, der konnte sich ‚von Unglücksburg‘ nennen, nicht wahr?“

Klara schloß ihm mit einem Kuß den Mund und kriegte feuchte Augen: „Ach, Lieber, als ich in Kiel vor der Überfahrt das Konzert absagen mußte aus Sehnsucht nach euch und als dann der Dampfer nicht ging wegen Sturm und ich nach Hamburg zurückfuhr und beinah unverrichteter Sache bei euch in Leipzig wieder eingetroffen wär', und als ich dann doch noch 'nüberfuhr mit dem Schiff ‚Christian

der Achte', mutterseelenallein auf dem Verdeck, und drüben vierzehn Tage lang keine Nachricht von dir und der Kleinen hatte, da war mir freilich nicht wie lachen zumute und wie: Glücksburg! — Doch nun bin ich ja zu Hause, und nun hab' ich euch wieder, und nun will ich nie eine Reise mehr machen ohne dich, du mein allerbester Mann! Aber denk' bloß: Hundert Louisdor!" Sie klatschte in die Hände: „Ei, was ich euch dafür alles kaufen werde!"

Robert umfing Mutter und Kind mit einem großen Blick, ohne ein Wort mehr hervorzubringen: Das Glück hatte ihm wieder einmal die Stimme verschlagen.

Nachher erging er sich in langen, unerschöpflichen Phantasien, die von zeugender Wollust bebten. Nach der Erschütterung, die seine Ausfahrt und der Geliebten Weiterreise seinem Wesen gebracht hatten, war es zum erstenmal, daß ihn der Genius wieder grüßte.

Wucherndes Tönen ordnete sich in der Folgezeit wieder in seinem Kopfe. Violinen liefen mit süßen Bratschen und Cellis um die Wette. Mittelstimmen verflochten sich auf geheimnisvolle Weise, wie einst am Klavier so jetzt im Geschwirr von Geigensaiten. Alte Synkopenhumore hinkten einher, um neue Klangrätsel grübelnd und hofierend.

Den ganzen Sommer über bereitete sich dieser Tonzauber sein eignes Fest; er blühte wie Zentifolien und brennende Liebe in Reudnitz, Connewitz,

Knauthain, wohin man gelegentlich auszog mit dem Kinderwägelchen.

Als im Großen Kuchengarten die Kressen über die Zäune stiegen, hatte Robert drei Violinquartette bis zur letzten Reprise aufgezeichnet.

Als von den Pappeln und Platanen des Schneckenbergs, unter denen man zuweilen mit Wenzel, dem Vetter Pfundt oder dem trefflichen Doktor Reuter hinwandelte, die ersten Blätter fielen, gesellte sich den Geigensaiten das altvertraute Klavier: Unbeschreibliche Wettkämpfe zwischen beiden wurden ausgefochten, Klanghochzeiten wurden begangen, bei denen Lust und Leid des Seins in einem Taumel zusammenschmolzen. Ein Klavierquartett in Es-Dur und ein Quintett in derselben siegesgewissen Tonart wuchsen auf; und um die gebieterisch klassischen Formen Beethovens schwärmten auch hier wie in den Symphonien Florestan und Eusebius in ihrer ganzen bittersüßen romantischen Eigenwilligkeit. Das neue Quartett schlug den wallenden Mantel seiner Sätze um eine Cellokantilene, wie ein Blütenbaum seine Schaukelzweige um ein liebeflötendes Vogelnest schlägt. Das Quintett neigte sich vor Chiara, der Einzigen, unter deren Herzen sich zum zweitenmal das Mysterium einer Menschwerdung anzusagen begann.

Und wenn es im Frage- und Antwortspiel der Sehnsucht alte Geister beschwor und den Triumph der Zweisamkeit kündete, wenn es sich mit Fratzen

und Larven stritt und die Wonnen der Jugend in einem tränenvollen Marsch begrub, wenn es dennoch aus Mundwinkeln lächelte und schließlich aus übervollem Herzen stürmischen Jubel schoß, so war es kein Wunder, daß alle, die's vernehmen durften, hingerissen einstimmten in den Preis des Schöpferischen, das die Welt neu und jung erhält, und daß alle ohne Einschränkung den Zeugenden lobten, der sich nun auch hier als fertiger Meister zu geben schien.

So lohnte es sich denn wieder einmal, vorhanden zu sein auf dieser unterschiedlichen Planetenfläche. Man spürte in sich wie in einem Brunnenschacht die Eimer sinken und die Eimer steigen, süßer Selbstverständlichkeit pulsierenden Blutes voll, und die Kräfte, die das Fallen und Steigen bestimmten, waren einig untereinander und ausgeruht und freuten sich in der Vollgültigkeit ureigener Natur.

Daß man nicht nach Dresden reiste zu der Rienzi-Aufführung jenes Wesensfremden, war bei solcher Stellung der Sterne ausgemacht, es brauchte die Zeitschrift wohl auch nichts zu vermelden über den ungewöhnlichen Erfolg der Oper, der bis nach Leipzig herüberlärmte. War das Werk aus Irdischkeit, so war es schon gerichtet; war es von Gott, so hatte es aus sich selber recht! Denn nur das Ewigkreißende, das Ewiggebärende war hineingeflochten in den Ring des Unendlichen.

Und so hatte der dunkle Dichter Ernst Theodor

Amadeus Hoffmann seinem selig-unseligen Kapellmeister Kreisler keinen schlechten Namen gegeben. Kreisleriana, das durfte hinfort als Überschrift gelten für alles dauernde Werk! In diesen gewaltsam barocken Schnörkel liefen die Meditationen aus, in denen Robert Schumann sich erging über seinen neuen Manuskripten. Weit hinter Mitternacht geschah das in rauschenden Herbstnächten bei Bier und schweren Zigarren, indes Klara schon lange behutsam bei ihrem Kinde schlief.

* *
*

Soweit es ihr abermaliger hoffnungsvoller Zustand erlaubte, ließ Klara keine Gelegenheit vorübergehen, unter dem Beistand tüchtiger Musikfreunde den Zeitgenossen das herrliche Quintett vorzuführen. Als im frischen Frühjahr ihre bangen Wochen wiederkamen, konnte sie sich wie das erstemal mit jener Peri trösten, die nach schweren Prüfungen himmlischen Glücks gewürdigt wurde.

Robert hatte sich von neuem an dem Gedicht des englischen Poeten begeistert und war dabei, es in ein weltliches Oratorium umzuschmelzen. Es reizte ihn, an zusammengesetzten Vokalformen seine schäumenden Kräfte zu messen, nachdem er alle Gestaltungen der Instrumente bezwungen. Es gelang ihm auch hier.

Nun schwebte es zur Erde auf Wolken von Bratschentönen, das verstoßene Kind des indischen

Paradieses, und eine schwingende Altstimme bog sich ihm über Flöten und Fagotte nach:

„Im Schicksalsbuche stehn die Worte:
Es sei der Schuld die Peri bar,
Die bringt zu dieser ew'gen Pforte
Des Himmels liebste Gabe dar.
Geh, suche sie!"

Und nach der liebsten Gabe des Himmels fahndete sie denn ohne Ermatten.

Über Indiens Blumenhügel stampft in Rhythmen, in erbarmungslosen, mit grellem Blech und Schlagzeug der Krieg. Göttertempel sinken. Dörfer rauchen. Ein beutegieriger Eroberer zertritt mit ehernen Füßen die friedliche Erde. Und die Krieger des Landes sind nicht stark genug, Haus und Herd vor dem erzenen Anprall der Räuber zu schützen. Sie fallen wie Halme im Sichelhieb. Purpurne Wellen wälzen die Ströme. Bis nur noch einer ragt, mitten im Leichenacker, ein Jüngling, voll Wunden, ermattet, aber ungefällt, von den feindlichen Heerhaufen umlauert wie Edelwild von lechzender Meute. Ihm, dem Letzten, Einzigen, will der Eroberer höhnisch-gnädig das Leben schenken. Da reißt er sich hoch, da spannt er mit freiem Gelächter den Bogen, da schnellt er den letzten Pfeil von der Sehne, geradenwegs in das Herz des grinsenden Feinds gehetzt. Und schießt fehl. Aufbrüllend zermalmen ihn die Sieger mit den Schilden. Sein

Blut entsickert. Und sieh: Mit klirrendem Fittich läßt sich die Peri zu ihm nieder. Das edle Blut fängt sie in der Schale ihrer Hände auf. Herzbluttropfen eines Jünglings, für die Freiheit des Vaterlandes hingeopfert, sollten die ihr den verlorenen Himmel nicht zurückgewinnen? Sie rauscht gen Eden, die Schwingen von Hoffnung gebauscht. Aber ach, den Himmlischen genügt ihre Gabe nicht! Die Pforte des Paradieses tut sich ihr nicht auseinander.

„Viel heil'ger muß die Gabe sein,
Die dich zum Tor des Lichts läßt ein!"

So wispert eine Vierzahl von sphärischen Sopranen. Und die Enttäuschte sinkt wieder hinunter in Ächtung und Bann.

Nun frißt Pestnot alles Land am Nil. Fürchterliches Gift des Götterzorns rottet alles Leben aus. Die schwarzen Opfer der Seuche verröcheln unter Palmen. So stockt in wehen Dissonanzen auch der Puls eines einsam Sterbenden, wieder eines Jünglings. Dem noch gestern alle Herzen zuflogen, dem vor Tagen noch Schönheit und schwellende Kraft zu Gebote standen, soll er verdursten in der Glut des Fiebers, soll er verzucken wie ein gnadenlos Verworfener? Nein, sie naht; die Freundin seiner Seele naht. Sie verschmäht den Fontänengarten ihres fürstlichen Vaters, wo sie vor dem Ansprung der Seuche sicher war. Sie kommt, dem Geliebten die verdorrte Lippe zu netzen, die brennende Stirn

zu kühlen, sich an seine Seite zu betten, mit ihm zu sterben.

Und ihren letzten Seufzer fängt die Peri auf. Mit diesem Pfand der selbstvergessensten Liebe, freiwillig hingeschenkt ins Grauen des Todes, hofft sie nun, das Paradies zurückzukaufen. Sie trägt ihn hoch ans Lichtportal, den reinen Seufzer der treuen Braut, und jauchzt vor Hoffnung. Und sinkt zum zweitenmal zurück in den Jammer der Tiefe.

„Viel heil'ger muß die Gabe sein!"

Und sie windet sich in Qual. „Peri, ist's wahr, daß du in den Himmel willst?" höhnt die Schwesternschaft der gefallenen Engel.

Aber mit Wohllautwogen tröstet der syrische Abend. Zum drittenmal umpanzert sich mit Zuversicht das Herz der so hart Geprüften. Über Balbecks Tal sich schwingend, erblickt sie ein spielendes Kind. Umstrahlt von Unschuld, tändelt es unter Rosen. Jetzt kniet es nieder und hebt Stirn und Hände ins scheidende Licht; denn von den Minaretten verkündet der Moslem die Stunde des Gebets. Ein Geharnischter sprengt vorbei an der heiligen Szene. Er sieht das Kind, er stutzt; ein Auge, züngelnd von Verruchtheit, saugt sich fest an dem lieblichen Bild, er steigt vom Roß. Die längst verscherzte Reine seiner Morgentage, Friede und Tugend und Seelenglück, sie mahnen ihn aus dem betenden Kinde; halb locken sie, halb wehren sie ab. Erschüttert stürzt er in die Knie und betet mit, zerknirscht, vor Gott

zerbrochen. Tränen der Reue, Tränen der Demut, lindernde, lösende, waschen das Schandmal seiner tausend Lüste ab.

„Und Hymnen durch den Himmel schweben;
Denn einem Schächer ward vergeben."

Nun weiß die Peri, was sie emportragen muß mit sehnsuchtklafterndem Fittich: Nichts andres als die Zähre eines reuigen Sünders sprengt die goldumgürtete Pforte auf! Triangel, Trommel und Becken, mit denen vorher der östliche Himmel prahlte, genügen dem Triumph der erlösten Seele nicht mehr. Hymnus der Seligen rauscht. Alliebend aufrauscht der Garten Eden: So sei uns gegrüßt! — — —

Als die Büßende noch an den Quellen des Nils um die Not aller Erdgebornen weinte, ward inmitten der Partituren der neue kleine Mensch ans Licht gebracht: Der Schwester ein Schwesterchen! Als die Huris sangen: „Schmücket die Stufen zu Allahs Thron", ward er zur heiligen Taufe getragen. Als Klara zum erstenmal wieder frei und fröhlich in den prangenden Sommer trat, hatte die Peri gesiegt. —

Die Gewandhaus-Aufführung des zauberischen Werkes, das Erlösung und Heimkunft aller Irrenden mit benedeiten Zungen verkündigte, strahlte kurz nach dem ersten Advent ein blendendes Christlicht in alle Leipziger Häuser. Robert hatte selber dirigiert. (Mendelssohn war vom preußischen König erneut und vermutlich für immer nach Berlin gerufen wor-

den.) Klara hatte mitgesungen. Der kleine pausbäckige Niels Gade aus Kopenhagen, den sein Musikhunger und seine davidsbündlerischen Träume inzwischen nach Firlenz getrieben, küßte den Komponisten vor allen Leuten auf den Mund.

Als „Paradies und Peri" bald darauf auch in Dresden beseligendes Ereignis wurde, tat es im Schein der Bethlehemkerzen ein Wunder, das kaum zu glauben war: Es öffnete einem Böswilligen das verstockte Herz, daß es wieder ein wenig gut sein lernte; es rührte den alten Wieck so sehr in seinem vermauerten Innern auf, daß er eine verlegen zagende Hand zur Versöhnung ausstreckte. Robert zuckte furchtsam zurück, von Vergangenem mit leidgetrübten Augen angestarrt. Klara durfte die Hand erfassen. Sie tat es mit schonungsvoller Innigkeit.

Eins aber sprach aus dieser naiven Gebärde des grauen Heimtückers, eins, das auch Robert beglückte: Der Alte erkannte, und wäre es nicht ohne Berechnung und wäre es widerwillig, nun endlich auch seine künstlerische Kraft und seine musikalische Sendung an. Und das war für ihn vielleicht das schönste Geschenk dieses freigebigen Jahres Achtzehnhundertdreiundvierzig!

* *
*

Nachdem der schöpferische Drang ein wenig verebbt war, besuchte Robert, umgänglich in der süßen

Müdigkeit des Starken, ab und zu wieder den „Kaffeebaum", das alte Hauptquartier der Davidsbündler am Barfußberg. Er verschanzte sich zwar stets hinter die letzte Ecke des Eichentischs und redete Abende lang kaum ein Wort, aber er war, die Hand auf den Deckel des Bierglases gelegt, trotz aller Stummheit doch innerlich heiter dabei.

Heute war es wieder einmal besonders lustig zugegangen. Man hatte den kleinen Niels Gade, der allen als herzlicher Musikant und Zechgenosse schnell lieb geworden, feierlich zum Mitglied des Davidsbundes ernannt. Erst war Wenzel auf einen Stuhl gestiegen, um mit einer schwungvollen Programmrede über den Verdutzten herzufallen. Dann hatte ihn der Doktor Reuter, als wär' er einer seiner Patienten, scharf ins Gebet genommen: Ob er auch was von Bach und Beethoven wisse und nicht etwa heimlich vor Beerenmeyer-Meyerbeer Rosenkränze abschnurre, ob ihm bekannt sei, daß man den Philistern, musikalischen und sonstigen, am schnellsten mit einem Eselskinnbacken imponiere, ob er ein Glas Dunkles, wie Poppe es hier verschänke, auf einen Zug auszutrinken vermöge, was alles der kleine, pausbäckige Däne lachend bejaht hatte.

Darauf war er einstimmig bestätigt worden, und Pfundt hatte die Feierlichkeit durch einen fürchterlichen Paukenwirbel auf der Tischplatte eindrucksvoll zu Ende gebracht. Wie dann Gade aus irgendeinem Grunde früher als die übrigen gegangen war,

hatte man voll Rührung und Hingabe gesungen: G—a—d—e, ade! —

Wie sinnig übrigens, daß dieser prächtige Kerl einen so musikalischen Namen führte! Und gerade die Buchstaben der vier offenen Violinsaiten! dachte Schumann auf dem Heimweg durch dünnen Schnee, den der Mond beglänzte. G—a—d—e, ade! summte er noch beim Eintritt ins gemeinsame Schlafzimmer zu Hause.

Er fand Klara noch wach und um die kleine Elise bemüht, die unter der Pein des Zahnens litt. Als er das Gesicht seiner Gefährtin mutwillig unterm Kinn faßte und zu sich emporhob, sah er im Schein des Nachtlämpchens, daß die geliebten Augen feucht schimmerten. Mit einem armen Lächeln wollte ihn die Überraschte darüber wegtäuschen. Als er aber erschrocken in sie drang, kam es zögernd heraus: Es waren nur noch ein paar karge Groschen in der Wirtschaftskasse! Sie brauchten mehr fürs tägliche bescheidene Leben, als sie verdienten! Sie mußten wieder reisen, am besten lange und weit, wenn gründlich Abhilfe geschafft werden sollte! —

So stand denn der verhängnisvolle Wegweiser mit den gespreizten Armen abermals wie ein Kreuz vor dem lichten Horizont. Mendelssohn, an den sie sich brieflich wandten, riet dringend zu Rußland. Alte Absichten in dieser Richtung ließen ihnen das Ziel nicht ganz feindlich erscheinen. Aber es kam,

wie Zugwind aus einer geöffneten Tür, dennoch ein Grausen von dem Plane her.

Wenn Robert trotzdem ergeben mithalf, die Koffer zu packen, so war es, weil er im Blick auf eine vierköpfige Familie die unabwendbare Notwendigkeit der Fahrt einsah und weil er der geliebten Virtuosin die neuen Ruhmeskränze aufrichtig wünschte. Dazu kam, daß ihm die Redaktionsarbeit der Zeitschrift immer weniger Freude machte, war doch der kritische Eifer seiner Jünglingstage fast ganz verflogen.

Sie gaben die beiden Kleinen beim Bruder Karl zu Schneeberg in Pflege. Dann verließen sie Leipzig im Trübsinn letzter Januartage. In Schlittengeklingel und stiebendem Schnee versank hinter ihnen die Insel des Glücks.

Schlittenklingeln und Schneegestiebe blieben ihre Begleiter lange Wochen, frostige Melancholie obendrein. Wenn auch Klara in Königsberg, Mitau, Riga umjubelte Musikwunder verrichtete, war es Robert, als fielen seine besten Kräfte um so schmerzlicher von ihm ab, je weiter er sich von der Heimat entfernte.

In Dorpat fesselten ihn fliegende Hitze und kalte Schauer tagelang ans trostlose Gasthausbett. In Petersburg stellte sich wuchernder Nervenschmerz ein. Der ward bohrender, je tiefer sie in das grenzenlose Land vordrangen, das zuweilen einen geisterhaft wimmernden Ton von sich gab, einen spitzen

Ton, aus Schneekristallen und geritzten Eiszapfen zusammengespult.

In Moskau, wo die adlige Gesellschaft das Quintett begeistert aufnahm, verband sich dieser Ton mit dem Geläute der Kirchen und dem endlos eintönigen Geplärr singender Mönche zu einer nörgelnden Qual des Ohrs. Auch nachts war ihr nicht zu entrinnen.

Der Kreml entschädigte, aber er machte Angst mit seinen barbarischen Maßen und Spukgeschichten. Die herabgestürzte Riesenglocke des Iwan Welikij stimmte so traurig! Und als sich der Leidende trotz der Warnung seines Blutes vermaß, den Turm des unglücklichen Glockengießers emporzuklimmen, schlug ihn beim ersten Stockwerk jäher Schwindel gegen die steinerne Brüstung.

Mühsam brachte ihn Klara heim. Seine Knie wankten. Hinter den Schläfen pochte es in dumpfen Wirbeln. Der Blick war umflort. Dennoch glaubte er zu bemerken, wie vor ihnen durch das Erlösertor eine entsetzlich vertraute Gestalt schritt, mit einem chinesischen Schlafrock angetan, und vor dem Heiligenbild ein rotes Mützchen lüftete —. Der Wahnsinnsmann jener umschatteten Jahre, die er überwunden glaubte, wie — kam — der — nach — Rußland? — — — — — — — — — — — —

* * *

Vor ihrem Gasthofe flutete der Strom moskowitischen Lebens. Wie ein Band von Lärm wurde das Achsenknarren unzähliger kleiner Bauernwagen vor den Fenstern vorbeigezogen. Zottige Pferde mit schmutzstarrenden Haarbüscheln über den Hufen keuchten die krumme Gasse herauf, vom Geschrei vieler Fuhrleute angetrieben. Diese schienen schon seit dem frühen Morgen voll Branntwein zu sein. Als wenn das Schankzeichen des Hauses ihre trunkene Leidenschaft erst recht anfachte, brüllten sie hier heiserer als vorher. Dazu stampften ihre Beine, in Lappen gewickelt, mit plumpen Bastschuhen die Erde. Plötzlich stockte das Achsenknarren. Die Gäule schnauften und standen. Ohrenbetäubend wurde das Stimmengewirr. Ein Betrunkener unter den Rädern! Grell leuchtete sein rotes Hemd. Grobe Fäuste zerrten ihn an den Füßen aus dem Geleise. Nun sackte am Straßenrand ein Bündel Lumpen zusammen und blieb liegen. Die Achsen erregten sich von neuem. Hufe scharrten. Die Wagenschlange knirschte weiter.

Aber jetzt ballte sich Weibergekreisch zu einem unentwirrbaren Knäuel; wahrscheinlich Bäuerinnen, die in pelzbesetzten Kassaweiken zum Osterjahrmarkt kamen. Männerstimmen wie Hundegebell dawider — eine Schänkentür mochte aufgestoßen worden sein — tatarische, persische, kaukasische Laute. Dazwischen, hohle Pausen füllend, das melancholische Rufen der Holzflößer von der Moskwa. Und nun Glocken!

Mehr als vierhundert Kirchen und Klöster hatte

diese merkwürdige Stadt. Mehr als hundert Glocken schienen aus irgendeiner verborgenen Ursache auf einmal in Schwingung versetzt, hallende, summende, bimmelnde. Ein Glockengetümmel im leichten April-wind, das die Scheiben leise zittern machte, ein Glockenbacchanal, eine Ekstase in hoher Luft, die unsagbar erregte.

Klara trat erneut vom Bett ihres Fieberkranken weg an das schmutzige Fenster. Vor ihr baute sich die Stadt auf, bunt und sonderbar. Über den klobigen Massen der Häuser, über dem Legendengewirr der Zwiebeltürme und griechischen Kreuze wie ein Phantom der Kreml! Ein Gebirge von Palästen und Kirchen für sich! Um die Golddächer der Erlöserkirche oben blitzte es dämonisch von sprühenden Funken. Die Kuppeln der Uspenskij-Kathedrale blähten sich wie ein Geniste grüner Rieseneier, drauf jeden Augenblick ein fabelhafter Vogel Roch niederschießen könnte.

Rot und abenteuerlich stand der Turm des Jwan Welikij daneben, in dessen Stockwerken nicht weniger als dreiunddreißig Geläute hingen. Zu seinen Füßen die ungeheure Glocke, die nie ein Gerüst der Welt würde ertragen können, die sich zu Tode gefallen hatte beim ersten Versuche einer Himmelfahrt. Nun hockte sie mit klaffendem Spalt auf einem Sockelbau, ein Mirakel, der Leviathan einer Sehenswürdigkeit zum Betasten und Bestarren. Und die Choräle, mit denen sie das Firmament hatte spren-

gen wollen, tosten dumpf und irrsinnig durcheinander, ein ingrimmiger Hexensabbath, wenn man gewaltsam gegen ihre Metallwände schlug. Über zweihunderttausend Kilo wog sie, zwanzig Männerschritte maß sie im Umkreis. Das alles hatte ihnen gestern der langbärtige Pope erzählt aus dem Kloster, das sie vorher besucht hatten. Er war es auch gewesen, der Robert abgeraten, die Plattform zu besteigen — — — — — — — — — — — — —

Ja, da droben über dem „Zar Kolokol", über dem zertrümmerten Glockenungetüm, war es wieder so schlimm geworden mit ihrem Teuren. Kaum daß ihre Kraft gereicht hatte, ihn in die Herberge zu geleiten. Und die ganze Nacht hatte er phantasiert.

Mit dem tollen Kapellmeister Kreisler hatte er wilde Reden gewechselt: Sie beide wollten zusammen die Prinzessin Hadwiga schon noch erobern, und ob darüber alle Violinsaiten zum Teufel gehen sollten! Dann war's der unselige Glockengießer gewesen, mit dessen ruhlosem Schatten er redete: Die Glockenlieder, die ungeborenen, die in seiner zersprungenen Bronze schliefen, müßten geweckt werden, befreit, erlöst — — — Aber schon hieß der gespenstige Iwan Welikij nicht mehr Iwan Welikij, sondern Napoleon Bonaparte, mit dem er auf der Plattform stand. Einen Glockengießer nannte er auch den, einen Glockengießer, dessen Guß schauerlich mißlungen wäre und über dessen gotteslästerliches Werk hier in Moskau die Dämonen der Rache

triumphiert hätten. Schließlich waren seine Phantasien ganz verworren und unausdeutbar geworden. Nur das hatte sie noch enträtselt, daß sich seinem Geiste die Zinnen der alten Zarenstadt in Kuppeln und Minarette verwandelt hatten, um die seine Peri mit bangen Flügeln kreiste — — —.

Kalter Schweiß war ihm aus der Stirn gebrochen. Erst gegen Morgen hatte ihn bleierner Schlummer besänftigt und still gemacht.

Die junge Frau wischte sich wieder einmal Tränen von den Wimpern und seufzte tief. Draußen war noch immer die Luft mit Glockenaufruhr angefüllt. Sie bog den Kopf zurück und drückte die Augen ein, daß sich eine tiefe Falte zwischen ihre Brauen grub, so schmerzte sie das Dröhnen.

Da fuhr hinter ihr der Fiebernde in den wollenen Decken hoch. Er starrte mit entgeisterten Pupillen nach ihr hin, die Finger gespreizt, das Nachthemd von der Brust gerissen. Schon war er auf nackten Füßen bei ihr, sie wie ein Kind umklammernd: „Klara, Klara! Die große Glocke, hinter mir — hinter mir — sie deckt mich zu — sie stülpt sich — Klara! — — Heim! — heim!“ —

* *
*

Nach Leipzig endlich zurückgekehrt, war wohl der Geldertrag der Reise hoch zu loben, im übrigen hatte sie mehr genommen als geschenkt.

Robert litt an einem bedrückten Gemüt. Die Mailuft, die die Inselstraße holdselig durchwärmte, freute ihn wenig. Die hellen Stimmen der heimgeholten Kinder schmeichelten ihm nur ein schwaches Lächeln ab.

Alles regte ihn auf, das Rollen eines Wagens, das Keifen einer Nachbarin, eine verständnislose Bemerkung Wenzels über Goethes „Faust“, nicht zuletzt die Zeitschrift. Hier hatte ein Mißgünstiger seine Abwesenheit benutzt, den unleugbaren Erfolg des „Rienzi“ in Dresden nachträglich mit hämischen Worten zu bewerfen und auch sonst an Wagner keinen guten Faden zu lassen. Das verletzte das Gerechtigkeitsgefühl des Herausgebers aufs empfindlichste. So fremd einem der andre war, so durfte man ihm nicht kommen! Er erklärte dem Verleger kurzerhand, er wolle mit der Sache nichts mehr zu tun haben, Friese möge sich nach einem andern Redakteur umsehen!

Noch schmerzlicher wurde empfunden, daß Mendelssohn noch immer nicht nach Firlenz zurückgekehrt war. Es hatte den Anschein, als wollte er nun doch dauernd in die Dienste des preußischen Königs treten. Mit ihm fehlte der allesverstehende Gefährte, der jede Stunde des Tages und der Nacht bereit gewesen, an Freundesschicksal teilzunehmen,

wenn er auch nie sein Herz rückhaltlos aufgeschlossen hatte und wenn auch immer die Unvereinbarkeit zweier im geheimsten grundverschiedenen Lebenslinien vorhanden gewesen war.

Am unglücklichsten aber machte die gänzliche Abwesenheit schöpferischer Gezeiten. Was auch entstand, mußte dem Geist wie dem Körper abgequält und abgerungen werden; nichts floß wie ehedem aus quellenden Bronnen.

Die Reizbarkeit wuchs während des ganzen Sommers. Selbst Klara vermochte den mit duldender Liebe Umhegten oft nicht mehr zu beschwichtigen. Ein Mißtrauen gegen die Stätte ehemaliger Lebenswonne keimte in ihm, ein seltsamer Unwille gegen sein einst so warmes Nest fing an zu wuchern, als ob die stillen Wände, die sich solange ohne Herrn und Herrin hatten gedulden müssen, Mitschuld an seinem Zustande trügen. Pläne wurden gezimmert und verworfen und wieder aufgenommen, um bald gänzlich verachtet zu werden. Jähe Entschlüsse wurden gefaßt und in eigensinniger Überstürzung durchgeführt.

Und kaum hatte er erfahren, daß man die Vertretung Mendelssohns in der Leitung der Gewandhauskonzerte für den nächsten Winter dem jungen Gade übertragen habe, ohne ihm selber das Amt vorher wenigstens anzubieten, als er behauptete, in Leipzig überhaupt nicht mehr existieren zu können. In völliger Ratlosigkeit schlug Klara eine Erho-

lungsreise nach Dresden vor. Er willigte ein, konnte nicht schnell genug fortkommen und war nicht wenig betroffen, als sich sein Befinden in der freundlichen Elbestadt nicht sogleich besserte. Trotzdem wollte er um keinen Preis zurück. Ja, er bestand schließlich auf einer vollständigen Übersiedlung ihres Haushaltes.

Klara vergoß viele bittere Tränen in diesen Wochen. Jedoch das Gefühl bedingungsloser Zugehörigkeit zu dem mit Unrast Geschlagenen gebot ihr, auf seine Wünsche ohne Widerspruch einzugehen. Angesichts der unzähligen Pflichten, die der Umzug ihr auferlegte, ward ihr gar nicht deutlich bewußt, was sie drangab: ihre Kinderheimat, die Stadt ihres Ruhms, das Firlenz ihrer Liebe.

Erst als sie, Mariechen an der Hand, die kleine Elise auf dem Arme, zum letztenmal die leere Wohnung musterte, kam ihr mit wehem Schluchzen die Erinnerung an die Stunde, da sie hier gestanden, unsäglicher Zukunftsträume voll. Und eines zierlichen Spinnleins gedachte sie, das vor noch mehr Jahren, in Paris, die Ansagerin solcher Sehnsuchtserfüllung gewesen war. Spinnen bedeuten Mißgeschick, fuhr es ihr durch den Sinn. O nein, fort mit solch häßlicher Auslegung! Ihr Geschick war dennoch hold gewesen, bei Gott! Der Garten Eden war ihr beschert worden innerhalb dieser meergrünen lieben Wände. Und er ließ sich verpflanzen, dieser Garten, dem Himmel sei Dank! Und sie

wußte ja, wo er nun erblühen werde. Oh, daß sie mit allen ihren teuren Siedlern nie draus vertrieben werden möchte! Betend faltete sie die Hände.

Dann zog sie ihre Kinder dicht an sich, trat tapfer in den Nachen des Ungewissen und stieß ab von der Insel des Glücks.

L

Die Nestsucher



Ganz Dresden befand sich trotz der scharfen Dezemberkälte in einer merkwürdigen Aufregung. Aber nicht der altehrwürdige Striezelmarkt, der bald alle Gassen und Plätze der Altstadt mit Weihnachtszauber füllen würde, war schuld daran, sondern ein kaum glaubliches Ereignis: Ein toter Musikant war übers Meer gekommen, um hier ins Grab zu steigen; der ehemalige Hofkapellmeister Carl Maria von Weber, der vor achtzehn Jahren in London gestorben war, sollte heute auf dem katholischen Friedhofe draußen in der Friedrichstadt zum zweitenmal in die Gruft gesenkt werden.

Schon seit langer Zeit hatte ein Komitee die Überführung der Leiche aus dem fremden Land in die Heimaterde betrieben. Hofrat Schulz, der Direktor des Antikenkabinetts, und Professor Löwe, der erste Vorsitzende der „Liedertafel", gehörten ihm an, dazu der junge Kapellmeister Wagner, der nach dem großartigen Erfolge seines „Rienzi" an der Hofoper angestellt worden war.

Gestern vormittag war von Wittenberg her der Metallsarg des toten Meisters auf dem Leipziger Bahnhof drüben in der Neustadt angelangt. Gegen

Abend hatte man ihn auf zwei Kähnen über die Elbe gerudert. Am Packhofkai standen alle, die dem Toten die letzten Heimatehren erweisen wollten, dazu lang an beiden Ufern hin die Legionen der ergriffenen Zuschauer. Unter den Klängen eines vom ersten Hofkapellmeister Reißiger komponierten und dirigierten Chores ward der Sarg auf den dicht an der Mauer haltenden Leichenwagen gehoben. Dann ordnete sich der Zug, der ihn für die Nacht in die Friedhofskapelle bringen sollte. Die Fackeln von hundert Artilleristen warfen über alle Vorgänge ein gespenstisches Licht.

Mit einem unvergeßlichen Trauermarsch, von achtzig Musikern geblasen, setzte sich der Kondukt in Bewegung. Der Kapellmeister Wagner hatte den Marsch aus zwei Motiven der Weberschen Oper „Euryanthe" zusammengesetzt. Dabei rührten zwanzig Trommler geisterhaft leise die Schlägel.

Neben dem Sarge schritt das Komitee, hinter ihm der älteste Sohn des Verewigten, Max Maria. Die erschütterte Mutter hatte er zu Hause lassen müssen; ihre Füße hätten die Aufgewühlte nicht tragen können; war doch erst vor wenig Wochen ihr zweiter Sohn Alexander als blühender Jüngling dem Vater nachgestorben! Auf Max von Weber folgten die Mitglieder der Königlichen Kapelle, das Theaterpersonal und die Gesangvereine, die „Liedertafel", der „Orpheus", die Dreißigsche Singakademie.

Wie das Messing der Instrumente, wie die sil-

berne Franse des Bahrtuchs, wie hier und da ein umflorter Zylinderhut aufgeblinkt hatte im Geflacker des Fackelscheins! Wie sonderbar hohl der langsame Taktschritt der Hunderte geklungen hatte auf dem hartgefrorenen Boden! Wie spukhaft die Trauerschlange mit dem dröhnenden Kopf und dem wispernden Schwanz über die Weißeritzbrücke geglitten war und die Friedrichstraße entlang, bis sie vor dem Marcolinischen Palais in den Friedhof der Katholiken eingebogen! Hier war der Sarg in der kleinen Kapelle niedergesetzt worden, nachdem ihn die berühmte Frau Schröder-Devrient von der Oper, ohne ein Wort zu sprechen, mit einer Blumengirlande umwunden. Und dann waren die Fackeln mit einem Schlage gelöscht worden. —

Heute fand nun die feierliche Beisetzung in der Gruft statt, die unter der Leitung des Akademieprofessors Semper ausgebaut worden war und die vor einigen Wochen die Leiche des Jünglings Alexander bereits aufgenommen hatte.

Bleierner Winterhimmel drückte auf Denksteine und Zypressen. Dünner Schnee, vereist und bröcklig, deckte die Grabplatten. Efeu und Immergrün ästeten wie ohne Farbe.

Die feierliche Gemeinde, die den letzten Akt vollziehen wollte, stellte sich um die offene Grube auf. Der Schnee knirschte unter den Schritten. Zuerst segnete der Priester die Stätte ein. Dann sang — sotto voce — ein Männerchor.

Als nun mit einer raschen Bewegung der Kapellmeister Wagner vortrat, heftete sich manches Auge neugierig gespannt auf seine Gestalt. Dieser kaum mittelgroße junge Mann mit dem energischen Kinn und den ruhlosen Augen, machte er nicht immer den Eindruck, als verwalte er sein Kapellmeisteramt fast mit ein wenig Ironie? Das Amt eines zweiten Königlichen Kapellmeisters mit festem Gehalt und Pension! Welches Glück bei solcher Jugend; man denke! Während der zwei Jahre, die er in Dresden weilte, hatte er schon weidlich von sich reden gemacht. Erst der „Rienzi“, der heute noch volle Häuser erzielte, dann die sonderbar düstere Oper „Der fliegende Holländer“, die beinahe durchgefallen war, was ihn aber gar nicht weiter zu kränken schien! Und die ehrenvolle Rolle, die er gespielt hatte, als das Denkmal Friedrich Augusts im Zwinger enthüllt wurde! Und gar erst in Pillnitz, wo er dem guten König das Ständchen bringen ließ und als Tenor mitsang und wo die Majestät dann so freundlich mit ihm redete! Ein hoffnungsvoller junger Mann und ein Sonderling dazu! Ja, sagten nicht einige sogar: ein Genie? —

Während man so spekulierte, beschwor dieser Ungewöhnliche den Schatten des toten Meisters mit eindringlicher Begeisterung. Die Kälte ballte seinen Atem, daß es war, als wenn ihm sein Wort in weißen Wolken aus dem Munde qualmte. Nach den ersten Sätzen stockte er, jedoch nicht, weil ihn sein

wohleinstudiertes Konzept im Stich gelassen, sondern um der musikalischen Wirkung willen, mit der ihn seine Stimme, von der Kirchhofsmauer zurückgeworfen, in Erstaunen setzte.

Fortfahrend, pries er den Verewigten als den deutschesten Musiker, der je gelebt und der wahrlich vor vielen anderen ein deutsches Grab verdient habe. „Sieh, nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche: Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen! Wer will uns tadeln, wenn wir wollten, daß deine Asche auch ein Teil seiner Erde, der lieben deutschen Erde sein sollte?“ Als er diese Worte sprach, kam eine schwingende Weichheit in seine etwas scharfe Stimme, und ein Flämmchenflackern, als wär's ein Abglanz des Fackelscheins von gestern abend, sprang in seinen Augen auf.

Hinreißend wurde seine Rede, als er auf die zu sprechen kam, die von Webers Blut und Stamm noch vorhanden waren: Witwe und Sohn. Er gedachte wohl des schönen Jünglings, der erst vor kurzer Frist von der Mutter gefordert worden war, nachdem die Wunde kaum vernarbt, die der Tod des herrlichen Gatten geschlagen. Jedoch er wußte ihm einen Palmzweig in die Hand zu geben, der Trost und seligen Tiefsinn fächelte. Einen Läufer nannte er ihn, der ausgeschickt worden war von der un-

geduldigen Heimaterde, den endlich Zurückkehrenden als Erster und Schönster zu grüßen, als einen Boten pries er ihn, berufen und erwählt, das Liebesband zwischen Lebenden und Dahingeschiedenen zu knüpfen. „Wo ist nun Tod? Wo ist nun Leben?“ fragte er mit bebender Stimme. Und wußte zu antworten: „Wo beide sich zu einem so wunderbar geistigen Bunde vereinen, da ist es des ewigen Lebens Keim!“ Und in dem Nachhall, den die Efeumauer über die kalten Gräber schickte, triumphierte etwas wie bittersüße Einsicht in unendliche Zusammenhänge, erkämpft mit Wundsein und läuternden Tränen.

„Laß auch uns, du teurer Dahingeschiedener, mit in diesen geistigen Bund treten“, schloß er nach einer Pause höchster Ergriffenheit. „Wir kennen dann nicht Tod, nicht Verwesung mehr, nur Blüte und Gedeihen. Der Stein, der deine Hülle umschließt, wird uns dann zu dem Fels der Wüste, dem der Gewaltige einst den frischen Quell entschlug: Riesle nun aus diesem Stein in die fernsten Zeiten ein kristallener Quell, ja, ein Strom stets verjüngten schaffenden Lebens möge sich aus ihm ergießen!“

Als er glühend, erhobenen Angesichts und mit weit ausgestreckter Rechten in der leeren Stille stand, die hinter seinem letzten Worte eingefallen, war es, als schwelle seine Brust bereits im Rauschen dieses Stroms. Und die Gemeinde, die in den Frost des Dezembers gestellt war, spürte einen heißen Atem noch, als die jähe Inbrunst dieses

Herzens schon lange nicht mehr aus einem beredten Munde rauchte.

Salve Regina, sangen jetzt die Kapellknaben. Dann ließ man den Heimgekehrten in die Tiefe niederschweben. Da die Gottesackererde keine weiche Krume zu schenken vermochte, polterten eisige Schollen dumpf auf den Sarg — — — — — — — — — — —

Genau in dieser Stunde war es, daß Robert Schumann mit Weib und Kindern in seine Dresdner Wohnung eintrat — — — — — — — — — —

* *
*

Der Strom stets verjüngten schaffenden Lebens, von dem Richard Wagner an Webers Grab gesprochen, wollte den eingewanderten Davidsbündler in der neuen Heimat nicht sobald in seine Wirbel ziehen. Die Kluft, welche die Übersiedlung in die gewohnte Lebenshaltung gerissen, gähnte weit.

Die neue Wohnung, zu ebener Erde gelegen, befremdete mit düsteren Wänden und kleineren Fenstern, wennschon auch hier die eine Seite des Hauses freien Blick über Gärten und Buschwerk gewährte. Das aber griff mit kahlem Gezweig wie mit kleinen schwarzen Krallen in den Winterhimmel und wußte nichts von Menschenglück.

Auch die Wunder der schönen Stadt, bei denen Robert voll alten Vertrauens Zuflucht gesucht, blieben wirkungslos im Gewande des Dezembers, ohne Wärme und flutendes Licht. Der Zwinger, Chia-

veris Dom, die Brühlsche Terrasse, um die sich sonst eine einzige kränzewindende Melodie geschlungen hatte, gewoben aus barockem Gelächter und dem grünen Gleißen der Kupferdächer, standen wie ausgeplündert. Die Steinheiligen starrten fröstelnd vom Kirchendach; kaum, daß sich einer mit müder Gebärde des Kreischens der Dohlenschwärme erwehrte. Unter dem Joch der Brücke schoß breit und lieblos der kalte Strom hin, von nichts als von schaukelnden Eisstücken befahren, gesprenkelt wie ein Leopardenfell. Unerträglicher Westwind fegte Tag und Nacht den Balkon der Terrasse.

Höchstens im Großen Garten webte etwas wie kühle Gastlichkeit; ans Leipziger Rosental erinnerte der ein wenig. Trotzdem auch hier Befremdnis und ablehnendes Grinsen von Marmorbildern. Man konnte bis ins tiefste Herz erschauern, wenn man sich an die antikische Gruppe verlor vor dem Sommerpalais, die über zerstörte Rabatten aus Nebeln geisterte: Immer und ewig raubte die Schönheit der Gott der Zeit!

Noch mehr als alles dies enttäuschten die Menschen. Wohl hatte man einst gegen die Firlenzer Zipfelmützen gewettert und alle Ursache dazu gehabt; immerhin ging durch die alte Handelsstadt und Meßkarawanserei ein starker Puls lebendigen Lebens und großzügiger Weltoffenheit. Und ihre unvergleichliche Überlieferung der Musikheiligung! An Bachs Orgelbank und das Dirigentenpult des

Felix Meritis, dran nun Gade schaltete, durfte man gar nicht denken. Wie schmerzlich übrigens, daß gerade der einzige Mensch, mit dem man nach Mendelssohns Weggang Herz an Herz hätte hausen können, mitgeholfen hatte, einen fortzutreiben!

Hier in Dresden war alles dumpf und schwunglos, erstarrt in höfischem Götzendienst und unduldsamem Beamtendünkel; das ward schon nach wenig Wochen offenbar. Und die alten Freunde? O, mit ihnen war nicht zu rechnen. Sophie Kaskel, die Davidsbündlerin, die einmal tapfere Hüterin einer gescheuchten Liebe gewesen, hatte einen begüterten Grafen geheiratet und machte sich spärlich. Lipinski, seit vielen Jahren erster Violinist der Hofkapelle, geigte zwar noch immer sehr schön, war aber der unausstehlich eitle und prahlerische Pole geblieben, der er stets gewesen. Major Serres auf Maxen wohnten fast eine halbe Tagereise weit; man hatte sich noch gar nicht als Nachbar aus der Residenz vorstellen können! Blieb übrig: Vater und Schwiegervater Wieck nebst Familie!

Nach seinem Wiederannäherungsversuch auf Grund des Aufsehens, das „Paradies und Peri" in musikalischen Kreisen machte, hatte er sich stumm in seine Klavier- und Gesangstunden und in den Instrumentenhandel zurückgezogen. Ohnmächtig, seinen Haß gegen den unerwünschten Eidam auszutilgen, doch viel zu schlau, nach verlorenen Prozessen und angesichts der glücklichen Ehe der Tochter

gegen den immer Bekannterwerdenden noch öffentlich zu protestieren, spielte er neuerdings den Leutselig-Burschikosen, dem man gelegentliche Ausfälle und Poltereien nicht übelnehmen dürfte.

Klara hatte seit jener äußerlichen Friedensgebärde einen kargen Briefwechsel aufrechterhalten, Robert einmal sogar in einer seiner noblen Anwandlungen einen Gruß mitgeschrieben, obwohl die Feder sich ihm knirschend gespreizt hatte. Nun, innerhalb der Mauern *einer* Stadt, mußte man wohl den Versuch machen, in ein erträgliches Verhältnis zueinander zu kommen.

Im besänftigenden Schein der Weihnachtskerzen sahen zum erstenmal die beiden Männer einander wieder, die so leidenschaftlich die Klingen gekreuzt. Robert krampfte es das Innere zusammen, als er seine Hand in die lärmend ausgestreckten feuchten Klavierpranken des anderen legen mußte; und das ungute Profil gewann für ihn auch im Christlichte nichts Herzliches. Der Basilisk! mußte er sogar wieder denken, als der Alte, eine Zigarre in Brand setzend, mit eingekniffenen Augen und blasenden Backen vor dem weißen Ofen stehenblieb.

„Kommen Sie, Schumann,“ schrie er, denn er verkehrte mit seinen Hausgenossen wie mit Schwerhörigen, „Sie haben diese Glimmstengel doch nie verachtet. Stecken Sie sich einen an. Der Vater meiner Schülerin Minna Schulz — ich sage Ihnen: eine Catalani, was will ich: eine Schröder-Devrient!

— hat sie mir aus Bremen besorgt. Zum Donnerwetter, Frau, du hast den Punsch kalt werden lassen! Bring heißes Wasser, Marie, allons! Heiß wie die Hölle muß der Punsch sein und viel Zucker! Daß die Feuersalamander mit den Erdgeistern Hochzeit halten können! War's nicht so, lieber Schwiegersohn, wollte er's nicht so, Ihr verrückter Hoffmann alias Johannes Kreisler aus Berlin?"

Er ließ sich in seinen Schaukelstuhl fallen und grinste hinter Tabakswolken, während er knarrend auf und nieder wogte.

Dann sprang er wieder empor, daß der Stuhl sich fast überschlug, und fuhrwerkte unbändig um die von neuem dampfende Terrine. „Trinken Sie, Schumann, Sie haben's doch hoffentlich noch nicht verlernt! Baß und Viola! Die Antiphilister sollen leben und die nebulosen Geister aus dem Kaffeebaum! 's ist immerhin gut, daß Sie nach unserm Elbflorenz gekommen sind; in diesem muffigen Trödelladen gibt's für einen streitbaren Davidsbündler alle Hände voll zu tun!"

Er goß Glas um Glas glühenden Trankes hinunter und gestikulierte, daß sein Schatten bös an den Wänden hinfuhr: „Meinen Sie, der faule Bierbauch, der Reißiger, habe eine meiner Schülerinnen mal zum Singen aufgefordert bei den Abonnementskonzerten oder die Marie zum Spielen? Sie spielt nämlich famos dank meiner Methode, Sie werden's nachher hören. Bei ihr hat sich meine Schulung

fast noch mehr bewährt als bei dir, Klara, kannst's glauben. Und der Hiller, der läppische Affe mit seiner krummnasigen Antolka aus Polen, meinen Sie, daß der mich einmal eingeladen hätte in seinen großschnäuzigen Musiksalon? Ist ihm gar nicht eingefallen. Friedrich Wieck ist für diese Leute einfach Luft, ein—fach — Luft! Und nun gar noch der Wagner, der grüne Kuckuck, von dem sie hier ein Aufheben machen, als wenn er dem Beethoven sein Junges wär'! Der will ja wohl uns Alte überhaupt zum Gerümpel werfen mit seinen orchestralen Veitstänzen! Ha!"

Er tobte im Zimmer umher, indes ihn die Seinigen mit angstvollen Augen verfolgten. Er stieß an das Kanapee und schleuderte etwas Herabgeglittenes mit dem Fuße beiseite. Entsetzt schrie die kränkliche Cäcilie auf: ihr neues Perltäschchen, ihr Christgeschenk! Er streifte sie mit einem geringschätzigen Blick und herrschte die andere Tochter seiner zweiten Ehe an: „Marsch los, spiel' was Vernünftiges von Thalberg oder Mendelssohn oder meinetwegen auch von deinem Herrn Schwager da, daß man wieder auf andre Gedanken kommt!" Worauf sich in einer wohlgedrillten, aber nichts weniger als außergewöhnlichen Weise Marie denn auch hören ließ.

Schumann sagte zu all dem kein Wort, ja, er lächelte sogar dann und wann ziellos mühsam um Klaras willen, die dicht bei ihm saß und gequält an ihrem Batisttüchlein zupfte.

Sie verabschiedeten sich früh an diesem Abend, von der grämlichen Stiefmutter bis an die Haustür begleitet. Ohne es auszusprechen, wußten sie, daß an ein ersprießliches Beieinanderwohnen mit den Blutsverwandten eben doch niemals zu denken sein konnte. Wie in den schlimmsten Tagen des Prozesses schämte sich des Vaters die Tochter.

Der aber riß über ihnen das Fenster auf und rief unbefangen: „Noch eins, mein Lieber! Daß Sie die Zeitschrift aus der Hand gegeben haben, bedaure ich. Hat mich immer interessiert. Hab' sie doch mit in die Welt gesetzt. Sind Sie denn mit Ihrem Nachfolger, dem Lorenz, zufrieden?"

„Warum nicht," antwortete Robert erstaunt, „Lorenz ist doch ein tüchtiger Fachmann!"

„Na schön, wollen's hoffen. Sorgen Sie wenigstens dafür, daß er dem Hause Wieck gebührende Beachtung schenkt. Hat sich bis jetzt noch nicht übernommen! — Gehorsamster Diener! Gute Nacht!"

*   *
*

Die von Wieck geschmähten Dresdner Musikgrößen konnten allerdings für Schumanns Heimischwerden nur wenig bedeuten.

Wagner war ihm mit entschiedenem Eifer entgegengekommen und hatte Partiturteile seiner neusten Oper „Tannhäuser" geschickt. Zu seinem eignen Verdruß vermochte sich Robert jedoch auch über

dieses Werk hin nicht an ihn heranzufühlen, wennschon ihn Züge der Dichtung ergriffen. An Reißigers behäbigem Dirigentenschlendrian hing tatsächlich ein staubiger Zopf. Der betriebsame Ferdinand Hiller war zu sehr geflissentlicher Weltmann, als daß ein Verkehr aus Gemütstiefen mit ihm möglich gewesen wäre. In dem Salon aber, den dieser hauptsächlich auf Betreiben seiner ebenso eitlen wie reichen Frau offenhielt, begegnete man allerlei gewinnenden Gesichtern.

Da war der Maler Eduard Bendemann: ein stiller Mensch mit träumerischen Augen hinter Brillengläsern, mehr das Urbild eines Gelehrten als eines Mannes von der Palette, geradezu mendelssohnisch das Naturhafte seiner Liebenswürdigkeit. Seine Frau, die Tochter des Bildhauers Schadow in Berlin, mochte ihm in allem eine ebenbürtige Kameradin sein. O, wie stach sie ab von der Dame des Hauses, von Frau Antolka Hiller, die wie eine Irrlaune der Seele in Pfauengespreiztheit durch die aufgeputzten Räume rauschte und sich von Stutzern und Laffen den Hof machen ließ!

Da waren die beiden Bildhauer, die als Ortsberühmtheiten gern ein wenig gegeneinander ausgespielt wurden: der hünenhafte bärtige Hähnel, der Schöpfer des Bonner Beethoven, dessen kantiger Schädel auf einem wahren Stiernacken saß. Urwüchsiges Behagen schien es ihm zu machen, mit bissigen Bemerkungen die gesellschaftliche Lüge bei

jeder Gelegenheit anzuritzen! Und der um einige Jahre ältere Rietschel, der sein bartlos sanftes Antlitz, von Leidensspuren durchpflügt, immer etwas zur Seite geneigt auf hagerer Schulter trug. Er arbeitete gerade an einer lebensgroßen Pieta für die Potsdamer Friedenskirche.

Da war der junge, durch Schwarzwälder Dorfgeschichten zu Ansehen gelangte Jude Berthold Auerbach. Ein Hauch gesunder Luft ging aus von seiner kurzbeinig stämmigen Menschlichkeit und seinem hemdärmligen Wesen. Schon sein schwäbisches Geplauder konnte einen erfrischen.

Da war der Akademieprofessor Gottfried Semper, der große Baumeister, der seit Jahren dabei war, ein paar Charakterzüge unverlierbar in das steinerne Mienenspiel der Residenz einzugraben. Das prachtvolle Rund des Hoftheaters hatte er gegründet. Sein neuster genialer Entwurf beabsichtigte nichts Geringeres, als den Zwingerhof nach der Elbe zu königlich abzuschließen. Wenn Hähnel bissig war, so war tödlich der Humor, den e r zuweilen auf Kosten seiner Umgebung spielen ließ. Er hatte Robert gleich nach dem ersten Bekanntwerden in ein tiefsinniges Gespräch über Architektur in allen Künsten verwickelt. Architektur in allen Künsten, ein Thema, dem nachzuhängen lohnte!

Diese Leute konnte man auch allwöchentlich einmal in einer Gastwirtschaft am Postplatz treffen. Dort schenkte ein Wirt namens Engel ein gutes

Böhmisch aus. Nach ihm nannte sich ihr Konvent, ihr montäglicher, Engelsklub.

Wagner war auch zuweilen da, dazu der Dichter Robert Reinick, der eigentlich Maler hatte werden sollen. Andere Kunstfreunde sowie durchreisende Fremde mit literarischen Ansprüchen versäumten nicht, den engelischen Sitzungen einen Besuch abzustatten, wenn es ihre Zeit irgendwie erlaubte. Hier konnte man unangefochten im Winkel hocken und seine Zigarre schmauchen; und dann und wann ergab sich etwas Geistiges oder doch wenigstens Ergötzliches um einen her, just wie im Firlenzer Kaffeebaum.

Und doch nicht wie im Kaffeebaum! Denn dort waren es Menschen gewesen, die mit den Herzen zueinander gehört hatten und mit den phantastisch verschwisterten Zukunftsträumen der Jugend. Und mit schwärmenden Tönen! Und mit dichterischer Kritik! Hier verband die einzelnen mehr werktäglicher Kunstverstand, und alles, was geschah oder gesprochen wurde, war ohne heißen Trieb von innen und ohne jene unbedingte Aufrichtigkeit, die sogar das Verletzende adelt. Semper und vielleicht Wagner ausgenommen.

So war auch hier die alte Heimat nicht sogleich durch die neue zu ersetzen. Dennoch, es mußte erreicht werden! Wenn nur die Gesundheit nicht immer noch zu wünschen übriggelassen hätte!

* * *

Peinvoll und schwer zu ertragen: Die Nervenschmerzen, die einmal da, einmal dort im Körper bohrten, wollten sich nicht ganz abwenden lassen, auch nicht die Schwindelzustände! Dazu kam ein sonderbarer Druck, der zuweilen den Schädel umklammert hielt wie mit einem Bandeisen, und eine unerträgliche Mattigkeit, die tagelang jeden Handgriff lähmte und als ein Zaun vor der lockenden Arbeit lag.

Pillen und Pülverchen, vom hochgelobten Hofrat Carus, dem Leibarzt des Königs, verschrieben, Sturzbäder, von Robert sich selber verordnet, nichts wollte recht helfen. Die Wolkenmelancholie, die ganze Wochen das Elbtal füllte, mürrischer Schnee, den alsobald neidischer Regen zerpeitschte, Wind, Sturm, dann wieder nagende Kälte, das alles besserte sein Befinden nicht.

Und nun trug sich auch die mitfühlende Gefährtin selber wieder mit Sorgen und leiblichen Gebresten, und es war ein Hausen wie damals in Leipzig in der Hallischen Gasse, quälerisch und noch beziehungsvoller eingekeilt zwischen Wehmutter und Leichenfrau, bis endlich Anfang März des neuen Jahres Klara einem dritten Kinde das Leben schenkte, abermals einem Mädchen.

Diesmal wollte sich ihr zarter Körper erst spät aus seiner Schwäche erheben. Der Hofrat Carus saß oft neben ihrem Bett. Da er ein Freund der Musik und ein Seelenkenner war, wußte er das

beste Mittel für sie. Er hielt streng darauf, daß sie sich aller trüben Gedanken, auch um des Gatten willen, entschlug, und redete, soviel es seine gewissenhaft aufgeteilte Zeit erlaubte, Schönes und Gutes mit ihr von ihrer Kunst.

Robert blieb indes unstet und bangte um sie. Und sobald ihr Gesicht ihm nur einen Schein blasser schien, als er für wünschenswert hielt, rannte er durch Regen und Schlickerschnee zu dem Doktor. In der Borngasse, nur ein paar Seitenwege von ihrer Waisenhausgasse entfernt, bewohnte der ein schönes Gartenhaus. Freilich traf er ihn nicht immer an, da der Hofrat zu den begehrtesten Ärzten der Stadt gehörte; zudem machten im königlichen Schloß ein paar Patienten von seiner Erfahrung und unermüdlichen Hilfsbereitschaft reichlichen Gebrauch.

So war es auch an dem Tag, da die alljährliche Frühjahrshochflut der Elbe ihren gefährlichsten Stand erreicht zu haben schien. Unerhörte Massen Schnee mußte in Böhmen und an den Hängen des Riesengebirges die plötzlich eingefallene warme Witterung zertaut haben. Dazu schüttete es seit Wochen aus schier unversiegbaren Schleusen des Himmels. So etwas von Überschwemmung hatten die ältesten Bürger noch nicht erlebt. Nicht nur die Ufergassen standen unter Wasser und alle Wiesen und Felder, soweit von Türmen und Dachfenstern der verstörte Blick schweifen konnte; bis in den Zwinger drang

die Flut, bis ins Herz der Altstadt, über das Pflaster des Neumarktes spülte sie; und durch das Georgentor des Schlosses — unglaublich — fuhr man auf Kähnen.

Grauenvoll schoß der Strom draußen in seinem eigentlichen Bett, breit, daß es war, als wollte drüben die Neustadt wie eine schwimmende Insel sich weiter und weiter entfernen. Bretter, Gartenzäune, Balken brachte er gurgelnd getragen auf schäumendem Rücken, zerborstene Hausdächer und Möbelstücke und Hundehütten. Wie ein fauchender Tiger mochte er gehaust haben in den kleinen Uferdörfern des Sandsteinlandes oder weiter drinnen hinter Aussig und Leitmeritz! Und wie ein wildes Tier schlug er um sich mit wütenden Pranken, daß gelber Gischt hoch aufspritzte, wo Pfeiler und Wandung ihm zu trotzen wagte.

Unruhe rührte die ganze Stadt im tiefsten auf, Bangnis, Angst.

Klara klopfte das Herz davon auf ihrem Krankenlager. Es war ihr, als klatsche eine Welle draußen an die Mauer des Erdgeschosses, als schlürfe sich gierig der Keller voll, als schaukle eine spiegelnde Fläche um Schrank und Pfühl und die Kinderbetten und schwemme — großer Gott! — und schwemme ihre armen Kleinen von dannen. „Henriette!" rief sie schrill nach der Wärterin und ließ sich das kleine Julchen an die Brust legen. Sie beruhigte sich erst, als sie hörte, daß Marie und Elise wohlauf wären:

Sie guckten bei Bendemanns zu den Mansardenfenstern heraus.

Robert hatte indes im Doktorhause erfahren, daß der Hofrat über Land sei und mit dem Mittagszuge drüben vom Neustädter, vom Schlesischen Bahnhof zurückerwartet werde. Ihre Hoheit die Prinzessin Johann habe ebenfalls schon geschickt.

Unschlüssig trat er in die regenschimmernde Gasse. Da hörte er, wie Leute einander zuriefen: „Kommt mit nach der Terrasse. Die Elbe is schon bis über die Brückenbogen 'rauf!" Kaum war er ein paar Schritte gegangen, sah er an den Straßenecken die weißen Anschlagzettel des Polizeipräsidenten, die das Betreten der Brücke wegen Lebensgefahr verboten.

Die schon vorhandene Unruhe seines Blutes wogte jäh auf. Etwas unwiderstehlich Zwingendes trieb ihn in die Nähe der Wasserflut. Immer mehr Schritte klangen neben den seinen.

Auf der langen Plattform der Brühlschen Terrasse, vor dem Belvedere, vor Torniamentis Kaffeehaus, staute sich eine dunkle Menschenmauer. Kopf an Kopf, hier und da ein Regenschirm darüber. Lärmen, Zetern, Gestikulieren. Dahinter, unheimlich, weit den Raum füllend, dumpfes Brausen.

Robert drängte vor: Unübersehbar wälzte sich unten entfesseltes Verhängnis. Vor dem Brückenjoch gurgelnder Panthersprung! Von den Bogen kein Strich mehr zu sehen! Der Altstädter Brückenkopf unter Wasser! Wahrscheinlich, natürlich war da

auch der andre drüben im Verschwimmenden überflutet! Ob allem Graus aber reckte sich blinkend das vergoldete Kruzifix des fünften Pfeilers.

Aufgewühlt bis ins Innerste, hetzte es ihn hinter den Rücken der Tausende mit dem Strome vorwärts. Vor den weltbekannten einundvierzig Stufen, die zum Schloßplatz hinableiteten, schien die Menschenmauer undurchdringlich.

Äußerste Erregung warf ein Gewirr von Stimmen durcheinander. Der Name Carus schlug daraus an sein Ohr und peitschte ihn auf. Die ursprüngliche Absicht seines Wegs durchzuckte ihn blitzartig, der Bescheid im Doktorhaus, das Bild der Kranken daheim.

Er riß den Tumult der Stimmen in sich wie ein lechzender Schlund: Hofrat Carus, vom Schlesischen Bahnhof, soll zur Prinzessin Johann, kann nicht 'rüber, darf nicht! Will 'rüber, auf jeden Fall! — So ein Mann! — Militär sperrt ab, schreit: Die Brücke wackelt! — Er schickt Sappeurs: Ich muß 'rüber, meine Pflicht! Adjutant zum Minister, Minister erlaubt's. Darf 'rüber. Was? Nicht möglich? Er darf 'rüber! — Dort, auf dem Brückenjoch, der Mann zwischen den zwei Soldaten! Großer Gott, jetzt verschlingt sie der Strudel! Wenn jetzt der Pfeiler stürzt! Allmächtiger Himmel! Nein, sie kommen! Näher, näher! Er kommt! — Aber nun? Wieder die Flut, wo sich die Brücke senkt! Wie soll er ans Land kommen? — „Hoch, hoch!" —

Das ist mir ein Doktor! — „Hurra!“ — Wie soll er nur ans Land kommen? Ins Schloß? — „Doktor Carus! Doktor Carus!“

Vom Fuß der Treppe stoßen in großen Pontons Pioniere ab. In den zweiten der Kähne stürzt plötzlich aus der zeternden Schar der Gaffer ein Mensch ohne Hut, wirren Haars, entgeisterten Gebarens.

„He!“ „Wer?“ „Was?“ — „Was will er?“ — „Ein Zivilist!“ — „Wer?“

Keiner kennt ihn. Die Sappeurs fluchen. Aber vorwärts; keine Verzögerung jetzt! „Rudert doch, Tod und Teufel!“

Er taumelt im Boot, sinkt in die Knie, schreit mit fuchtelnden Armen: „Doktor Carus! Hierher! Doktor —!“ Sinkt um. — — — — — — — — —

Nach aufregenden Minuten ist der tapfere alte Herr geborgen und der andre mit ihm. Der Leibarzt selber stellt ihn, kopfschüttelnd, als den Doktor Robert Schumann aus der Waisenhausgasse fest.

Wie dieser eine Zeit darauf neben seiner zu Tod erschrockenen Frau im Bett liegt, wirft er sich wild hin und her, stöhnend: „Wie es wühlt! Wie es schießt! — Brausen! — Doktor Carus! — Hier— her! — Große Welle, kleine Welle! — — Wie — es — schießt!“ — — — — — — — — — — —

Da war es Klara wirklich, als reiße eine unübersehbar gurgelnde Flut all ihr Glück von ihrem Herzen fort.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und draußen stürmten die Glocken, die Kreuzkirche, die Frauenkirche, die Annenkirche. Stimmen überschlugen sich. Schritte hasteten, galoppierten.

Gegen Abend stürzte der fünfte Pfeiler der Brücke in sich zusammen. Das goldene Kruzifix riß er mit in die Tiefe. Brüllend raste der gelbe Panther über ihn hinweg — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Nach diesem Ereignis, das lange die Gemüter bewegte, lag Robert noch manchen Tag darnieder. Klara war um ihn mit all ihrer schwingenden Innigkeit. Der Hofrat Carus, schier zum väterlichen Freund geworden, wandte seine Kunst mit Nachdruck und ernster, fast wissenschaftlicher Teilnahme an diese rätselhaft unterwühlte Natur.

Erst im Sommer kam Gedankenkraft und Arbeitsfreude zurück. Erheiternde Ablenkung bedeuteten kontrapunktische Studien auf Grund des neuen Pedals an Klaras Flügel, den Wieck nun doch endlich hatte herausrücken müssen. Eine Phantasie in A-Moll räumte mit verschlagenem Trübsinn auf. Sogar eine neue Symphonie wurde in ersten Umrissen skizziert. Die Sturmvögel des Geistes sammelten sich wieder auf dem Dach seines Gehäuses.

Dennoch blieb die seltsame Unrast in jeglichem Beginnen, das Gefühl, daß dies alles nur Durchgang sei, der rastlos zitternde Puls wie das Äste-

beben an einem Baum, dem klammernde Wurzel zu schlagen versagt ward.

Reisen, dereinst so verpönt, schienen Beruhigung bringen zu sollen. Mitten auf der Fahrt wurden sie abgebrochen. Wachsende Schöpfungen enttäuschten beim ersten zusammenfassenden Überblick. Aufführungen früherer Werke befriedigten nicht. Wagners „Tannhäuser", ungleich stärker in der Wirkung von der Bühne als aus der Partitur, wühlte schmerzlich anprallende Kohorten verzehrender Pläne auf: eine Oper, eine deutsche Oper!

Trostvolle Wonne des Klangs, drinn selig auszuruhen vergönnt war, brachte nur einmal ein Violinsolo des ungarischen Wunderknaben Josef Joachim gelegentlich der von Hiller eingerichteten besonderen Abonnementskonzerte. Dieser junge blondlockige Geigenschwärmer, der schon in Leipzig von sich reden gemacht hatte, war wie ein Bote aus einer schöneren Welt!

Reines Glück, gegründet auf langersehnten, teuererkauften Besitz, schenkte nur die Geburt des ersten S o h n e s, die im Vorfrühling des neuen Jahrs überraschende Begebenheit wurde.

Von einem Sommeraufenthalt bei Major Serres auf Maxen erhoffte man dann dauernde Beglückung. Die Hoffnung erfüllte sich nicht: Der ständige Ausblick aus dem ländlichen Kammerfenster auf den fernen Sonnenstein bei Pirna wurde zur Qual. Diente doch das schimmernde Schloß, über Täler und

Hügel herrschsüchtig herüberblinkend, einer grauen-vollen Bestimmung: Die größte Irrenanstalt des Landes war drin untergebracht!

So kehrte man bald wieder heim und wechselte wenigstens die Stadtwohnung: Aus dem Erdgeschoß der Waisenhausgasse zog man in den ersten Stock eines Mietgebäudes, das unweit des Böhmischen Bahnhofs an der Reitbahngasse gelegen war. Aber allzu ungeduldige und leidenschaftliche Hingabe an die Instrumentierung der neuen Symphonie in C brachte wieder Nervenschmerzen und dämpfte die erfrischende Bewegung, die der Umzug hervor-gerufen hatte.

Auf die Freude, welche die Uraufführung des fer-tigen Werkes im Leipziger Gewandhaus verheißen wollte, fiel es ebenfalls wie Schattengewölk. Men-delssohn war es endlich doch gelungen, sich aus den unfruchtbaren Berliner Verpflichtungen und dem Dienste des Preußenkönigs wieder zu lösen. Sofort war er bereit gewesen, die Symphonie vor die Öffentlichkeit zu bringen und selber zu dirigieren. Und das war gut. Allein, er hatte das Programm überladen. Und als er gar im ersten Teil auf starken Beifall hin eine lange Ouvertüre wiederholen ließ, fand die Symphonie eine bereits ermüdete Zuhörer-schaft vor und begeisterte nicht.

Um eine Enttäuschung reicher verließ man das alte, trotz allem so vertraute Firlenz und grübelte: Vielleicht legte man überhaupt zuviel Gewicht auf

das Urteil der engen Heimat, vielleicht war es an der Zeit, das Wirkungsfeld tatkräftig zu verbreitern und dort weiterzubauen, wo man bereits früher herzlichen Samen ausgesät hatte? Beiden kam gleichzeitig eine Erinnerung: Wien!

Robert mußte sich allerdings eingestehen, daß die Donaustadt nicht huldvoll zu ihm gewesen war, als er sie das erstemal betreten. Dennoch beschwichtigte er sich schnell: Damals, vor acht Jahren, hatte er ihr seine davidsbündlerische Kritik bringen wollen, dazu des Eusebius und des Florestan freie Jünglingsmeinung über die sieben Töne. Das war zu neu und unverhofft gewesen für die in heilig verbriefter Überlieferung aufgewachsene Stadt. Jetzt aber brachte ihr der Mann sein gereiftes Werk; jetzt würde sie ihn verstehen!

Klara dachte an den überschwenglichen Jubel der Wiener von damals, da sie als Achtzehnjährige den Flügel gemeistert, an die Güte der Kaiserin (war sie doch nicht zum Scherze kaiserlich königliche Kammervirtuosin geworden!), an Grillparzers Gedicht von dem Zauberschlüssel Beethovens, den *sie*, die kleine Klara Wieck, aus dem Meer des Klangs emporgehoben habe.

Sie frohlockte: „Dort wird's uns gut gehn, dort werden sie uns verstehen! Sie werden uns gar nicht wieder fortlassen wollen, Liebster, wenn sie erst deine neusten Werke kennengelernt haben. Ei, dann

bleiben wir eben in Wien; dann zimmern wir uns eben dort eine Heimstatt, nicht wahr? Marie, Elise, wollt ihr mit nach Wien, nach der Kaiserstadt, in den Wurstelprater? — Ei jawohl, ihr Knirpse, in den Wurstelprater! Das könnt' euch gefallen, ich glaub's!" — — — — — — — — — — — —

Aber ach, die Wiener von Achtzehnhundertsechsundvierzig rechtfertigten die in sie gesetzte gute Meinung nicht, als die Dresdner Nestsucher wirklich in ihren Mauern weilten. Sie wußten nichts mehr von der süßen kleinen Virtuosin Klara Wieck, nach der sie ihre Zuckertorten genannt hatten. Und der Komponist Robert Schumann mit der wehmutvollen Verhaltenheit seiner norddeutschen Musik schien ihnen ganz unverständlich. So waren die Konzerte, die das Ehepaar gab, schlecht besucht, und erst das letzte erfreute durch schallenden Beifall und ersprießliche Einnahmen. Warum? Weil die vergötterte Jenny Lind mitgewirkt hatte, die „schwedische Nachtigall", von der die Zeitungen in Zungen redeten. Was Nachtigall! Sie hatte wie ein himmlischer Paradiesvogel gesungen, und es mochte einer wahrlich allen Kummer der Welt vergessen beim Klang dieser Stimme!

Den seligen Widerhall davon konnten Robert und Klara gebrauchen, als sie plötzlich in Erfahrung brachten, daß Wieck zur Zeit ebenfalls in Wien hause, obwohl er in Dresden nicht ein Sterbenswörtchen von dieser Absicht hatte verlauten lassen.

Er gedachte, seine Schülerin Minna Schulz der Stadt Schuberts und Beethovens vorzuführen, und die Konzerte der andern beiden waren ihm im Wege. So machte er in seiner alten gehässigen Art Stimmung gegen den Namen Robert Schumann.

Eine Liebkosung des Geschickes schien es dafür, daß Klara ihre Freundin Emilie List nicht weit vom Gundelhof, wo sie wohnten, wieder auffand. Und die Elise dazu, die zum Polterabend gesungen: „Du meine Seele, du mein Herz —." Sie hatten seitdem nur Briefe wechseln können. Nun lehnten sie ihre Schläfen aneinander und tauschten mein und dein.

Erst redeten sie von der göttlichen Lind. Wer in Deutschland und Österreich hätte in diesen Tagen nicht vor allen andern von ihr geredet? „Ich singe, seit ich sie hörte, keine Note mehr", sagte Elise. Dann wollte Klara alles wissen, was den Vater List betraf, den Eisenbahnpropheten. Ach, der mache ihnen schwere Sorge, meinten die Mädchen, ihn verfolge geradezu das Unglück, den Armen. Noch immer kämpfe er in Wort und Schrift für ein länderverbindendes Eisenbahnnetz und für Zollschutz und dergleichen, nun, sie wisse schon. Aber überall gehe es wie damals in Leipzig: Nirgends Dank, nirgends eine Anstellung! In Paris nicht, in Thüringen nicht, in der württembergischen Heimat nicht und nicht hier in Wien. Jetzt habe er, fast verzweifelt, nach einer erfolglosen Englandfahrt eine Erholungsreise in die bayrischen Alpen angetreten, die

sie ihm von Herzen gönnten. Aber nun solle s i e erzählen.

Und Klara berichtete aus übervoller Seele von ihrem Frauen- und Mutterglück und von Roberts neuen großen Werken. Und über die Gleichgültigkeit der Leute in der Donaustadt beklagte sie sich bitter.

„Die haben bloß Walzer im Kopf und Meyerbeer!“ tröstete Emilie, „mit der Zeit werden sie schon noch hinter die herrliche Musik deines Mannes kommen.“

„Ja, das sagt Robert auch,“ nickte Klara, „aber er tut mir so leid, wenn er so verschmäht wird. Als wenn einer an der Straßenecke steht und seine heimliche Krone feilbietet, und sie gehn vorüber mit Lachen und schlagen sie ihm aus der Hand, so ist das. Und wie er dann immer lächelt, so an der Welt vorbei, so, ohne daß sein Herz es glaubt, das kann ich nicht sehen, ohne zu weinen.“

In dem Augenblick wurde Emilie aus dem Zimmer gerufen. Alsobald schrie draußen fassungsloses Menschenleid. Sie stürzten ihr nach und fanden sie kalkblaß an der Wand lehnend, den Blick stier auf ein weißes Papier geheftet. Das meldete erbarmungslos, Friedrich List habe sich in Kufstein eine Kugel durch den Kopf geschossen — — — — —

Als Klara dem Gefährten verstörten Bericht erstattet hatte, stammelte er, mit einem merkwürdig scheuen Seitenblick: „Laß uns packen, Liebste, laß

uns zu unsern Kindern fahren; es waltet kein guter Stern über uns in Wien!"

* * *

Rechtzeitig zum ersten Geburtstag des kleinen Emil kamen sie in Dresden an. Aber wie fanden sie das Bübchen! Fiebernd warf es sich in seinen Kissen hin und her. Das Hälschen schmerzte beim Schlucken. Die Wärterin zeterte ratlos. Am nächsten Morgen stellte der Hofrat Carus eine heftige Mandelentzündung fest. Besorgtes Hin und Her füllte nun tagelang die Wohnung.

Diesen quälerischen Zustand, dem er untätig zusehen mußte, vertauschte Robert eines Montags mit einem Besuch im Engelschen Gasthaus am Postplatz. Laut und freudig begrüßte man ihn. Man scherzte, ein löblicher Engelsklub habe schon befürchtet, den Doktor Schumann, nachdem man ihn von den Irrlehren der Davidsbündler und Kaffeebäumler zu Firlenz glücklich abgezogen, an die Sekte der Ludlamiten in Wien verlieren zu müssen. Oder bestehe die geheime Brüderschaft der Ludlamshöhle gar nicht mehr? — Soviel ihm bekannt sei, wären ihre Sitzungen aufgehoben, schmunzelte Robert.

Er hatte kaum seinen gewohnten Platz an einer Schmalseite des Tisches eingenommen, als man mit Feuereifer dranging, diese kuriosen Konvente künstlerischen Geselligkeitstriebes und Übermuts gegeneinander abzuwägen.

Berthold Auerbach rief in das angeregte Gewirr der Stimmen: „Ich beantrage eine historische Betrachtungsweise, meine Herren. Beginnen wir mit E. T. A. Hoffmanns Zecherkreis bei Lutter und Wegner in Berlin!“

„Unsinn!“ spottete Hähnel, „fangen wir doch bei König Artus' Tafelrunde an!“

Und Semper, der gallenbitter werden konnte, wenn er sah, daß sich der Engelsklub zu wichtig nahm, höhnte: „Warum nicht gar bei den Rittern vom Gral?“

Da scholl eine Stimme aus der Gegend der Türe: „Vom Gral? Teuerste Herrschaften, überlassen Sie den mir! Ich wollte Ihnen ohnehin heute den Text zu meiner neuen Oper ‚Lohengrin‘ vorlesen. Mögen Sie ihn hören?“ Richard Wagner schälte eben seine hagere Gestalt mit schlenkernden Bewegungen aus dem Mantel, von dem Frühlingsregen rann.

Im Nu hatte er sämtliche Hände gedrückt, Platz genommen und ein Bündel Papier aus der Brusttasche gerissen, und ehe Engel ihm ein Böhmisches kredenzt und die anderen Zustimmung oder Abwehr recht kundgetan hatten, ließ sich bereits der Heerrufer vernehmen: „Hört, Fürsten, Edle, Freie von Brabant, Heinrich, der Deutschen König, kam zur Statt, mit euch zu dingen nach des Reiches Recht.“

Der merkwürdige Mensch mit der eigenwilligen Stirn und den flackernden Augen las nicht gut; er las zu hastig, mit allzu sächsischer Sprachfärbung,

und Hiller schaukelte alsbald verstimmt mit dem Stuhle, während Auerbach angelegentlich die Hornknöpfe seiner Bauernjacke aneinanderknipste. Schumann war ganz Verblüffung über die Plötzlichkeit, mit der die Gesellschaft überrumpelt worden war.

Als aber Elsa von Brabant, von der Ränkesucht Telramunds und dem Haß der tückischen Ortrud bedrängt, in bewegten Versen ihren Traumhelden pries, horchte er auf. Und als der Zauberschwan den Ritter phantastisch gezogen brachte, rührte etwas warm überredend an sein Herz. Es bedurfte nur noch des Frageverbots, das Lohengrin der Minniglichen so seltsam eindringlich auferlegte, und er war gewonnen. Er folgte nun der bunten Sagenfabel in bedingungsloser Teilnahme.

Und je stockender Wagner las, mit innerer Erregung die eigene Stimme bedrohend, desto tiefer fühlte der andere: Hier kündet einer persönlichstes Lebensleid. Dieser Mensch, der mit seiner Frau in stadtbekannt schlechter Ehe lebte, weil sie in Wahrheit eine kleine Seele war, dieser Mensch, dem das Philisterentsetzen soviel Schulden nachsagte, daß an eine Tilgung überhaupt nie zu denken sein konnte, und der um seine geistreiche, aber so grelle Musik trotz unablässigen Werbens immer nur erst ein Viertelorchester gläubiger Anhänger zu sammeln vermocht hatte, dieser ungewöhnliche Mensch meinte sich mit dem Lohengrin selber, das war offenbar! Und nicht nur sich selber, sondern jeden Künstler,

den Schaffenden überhaupt: Glaubt an mich, bedingungslos, oder ihr vernichtet mich! Vertraut mir und meiner hohen Sendung, von keinem Zweifel niedrig angekerbt, und ich darf euch erlösen! Also sprach durch den Gralsritter der Schaffende, durch jenen selber sprach er so!

Als Wagner geendet und mit einem glänzenden Blicke um sich sah, war auch die übrige Tafelrunde mehr oder minder im Bann seines Gedichts. Vor allen begeisterten sich die Maler und Bildhauer. Nur Hiller brachte es nicht über sich, sich zu Dank und Beifall zu verstehen. Durch einen künstlich heraufbeschworenen Wortwechsel mit dem bestürzten Wirt zerriß er die Stimmung und empfahl sich eilig.

Wagner hatte sein Gebaren kaum durchschaut, als er auffuhr und ihm mit schrillem Lachen nachrief: „Warum so neidisch, mein lieber Telramund?"

Schumann, gerade im Begriff, ihm beide Hände zu reichen in brüderlichem Du-Gefühl, zuckte unter diesem Lachen zusammen wie unter einem Geißelhieb. Seine ausgestreckten Hände sanken. Mit einem schmerzlichen Blick mußte er zusehen, wie der Abgrund sich wieder aufriß zwischen ihm und dem, der so anderen Stoffes war. Und auch das dichterische Zeugnis des andern schien auf einmal nicht mehr unbestreitbar — — — — — — — — —

Wie er ihm nächsten Tags zufällig bei einem Vorfrühlingsgang im Großen Garten begegnete, lag

ihm das bitterböse Gelächter noch immer im Ohr, das Gelächter, das so nackt gewesen war in seiner herrischen Selbstsucht und so voller Blöße. Er brachte es nur über sich zu sagen: „Sie werden Ihren Weg gehen, lieber Wagner; lassen Sie mir meine Straße.“ Worauf Wagner ebenso unerfindlich lächelte wie damals bei seinem Besuch in Leipzig.

Als zwischen ihnen beiden bereits ein Beet gelber Krokusse lag, drängte es Robert, dem andern dennoch ein gutes Wort über sein Werk zu schenken. Wie er sich schon umgewandt hatte, ließ er's abermals.

Ein Satz, den Lohengrin zu Elsa redete, war bedeutungsvoll auf ihn zugekommen: „Die nie sich sah'n, wir hatten uns geahnt —.“ Er hatte das sofort in Beziehung zu sich und Klara gebracht. Gab es doch Stunden, wo er fest überzeugt war, der Seelenschwester bereits in einem früheren Leben verbunden gewesen zu sein! Und das hatte er jenem dankbar sagen wollen. Alsbald besann er sich jedoch, daß der andre ja eben nach der gläubig verschwisterten wankellosen Seelenbraut in Gestalt seines Schwanenhelden vergeblich die Arme ausgestreckt habe und nun in die Dumpfheit seiner Ehe heimzuschreiten im Begriffe war. So fing er das aufspringende Wort wieder ein und verhütete gern auch die argloseste Kränkung.

Um so inniger wandte er seine Gedanken der daheim waltenden Gefährtin zu, indes die bejahrten

Eichen über ihm im Lenzwind schauerten und aus einzelnen Vogelkehlen sehnsüchtiger Anruf der Liebe kam. Ja, es war gewiß: In einem anderen Violin- oder Baßschlüssel des Seins waren sie schon einmal vereinigt gewesen, Klara und er, in irgendeinem Akkord der Ewigkeit hatten sie schon einmal zusammen geklungen, bevor Wieck und Firlenz und ein kleines Kinderbett zu Zwickau an der Mulde vorhanden gewesen. Hätte sich sonst die Notwendigkeit ihres Bundes so sieghaft behauptet gegen den Widerstand der Welt? Wäre sonst jener Gleichtakt des Blutes möglich, der ihre Zweisamkeit segnete?

Mit hymnischem Frühlingsherzen trat er zu Haus in das Zimmer der Teuren ein, die eben, am Flügel sitzend, in *einen* Sturm des Wohllauts ihr Gefühl für den Gatten und die Kinder, vor allen das scheinbar genesende Bübchen, geschlungen hatte. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den auf einem anderen Wege hinschreitenden Heimgänger sprang noch vor der Tür seiner Kapellmeisterwohnung an der Ostra-Allee ein ätzender Gedanke an: Endete sein Lohengringedicht nicht geradezu gefühlswidrig? *Mußte* Elsa so schnöde verlassen werden um ihres armen, unzulänglichen Weibtums willen, für das sie nichts konnte? Durfte Lohengrin sie nicht mit entrücken auf seinem Zauberkahn? Oder mußte er nicht etwa gar um ihretwillen schuldig werden, Mensch bleiben und des Grals verlustig gehn?

Gekeif von Frauenstimmen schlug ihm entgegen, als er grübelnd die Stufen emporstieg. Entsetzlich! Da oben zankte sich Frau Minna wieder mal mit seiner Nichte! — Nein, nein, Elsa mußte die Strafe auf sich nehmen; es war schon richtig so! Warum war sie blind für ihres Ritters Adel! Warum hatte sie den großen, den bergeversetzenden Glauben nicht! — — — — — — — — — — —

* *

*

Die Berliner Sing-Akademie wollte „Paradies und Peri" aufführen. Roberts Anwesenheit bei den Proben erschien ihr dringend notwendig. Gleichzeitig wurde Klara zu mehreren Konzerten verpflichtet. Da das Befinden des kleinen Emil zu ernsten Besorgnissen keinen Anlaß bot, die anderen Kinder bei Henriette in guter Hut waren, reisten sie ab, im stillen wieder von der Hoffnung geleitet, vielleicht in Berlin einen passenden Wirkungskreis zu finden.

Bei Mutter Bargiel wohnten sie. Indem Klara ihr weit das töchterliche Herz öffnete, gewahrte sie zum erstenmal deutlich und mit Erstaunen, was in Wien beim Wiedersehen mit Emilie List bereits leise an ihre Erkenntnis geklopft hatte: Seit ihrer Verheiratung hatte sie ohne jeden aufrichtigen Austausch mit einer weiblichen Freundnatur gelebt und keinen Mangel dabei empfunden. So innig hatte sich ihr Wesen dauernd aus dem des Gefährten ergänzt, so

reich war ihre gegenseitige Aussprache seit sieben Jahren bei äußerster Knappheit an Worten! Grenzte Roberts Redekargheit zuzeiten doch geradezu an Stummheit.

Diese Tatsache aber machte gerade der Mutter Sorge. Sie liebte den stillen, versonnenen Mann, den ihr Kind sich erstritten, mit Entschiedenheit seit dem Tage, da er zum erstenmal sein träumerisches Auge auf sie gerichtet; sie kam der schwärmerischen Sprache seiner Töne ahnungsvoll weit entgegen, sie, die Musikantentochter und -frau. Jedoch etwas Unbestimmbares in ihr zagte um sein Menschliches und rätselte an seiner Sonderheit mühsam herum.

„Manchmal ist mir's," sagte sie zu Klara, „als sei das Spiel, das er mit den beiden Naturen Eusebius und Florestan getrieben hat und wohl noch treibt, wirklich wahr, aber in einem andern Sinne: Ein Teil von ihm bewegt sich unter uns, ißt und trinkt und lächelt — ach, Kind, wie traurig er lächeln kann —."

„Still, Mutter," zuckte Klara empor wie unter einem heftigen Schmerz, „sprich das nicht wieder aus, ich muß — sonst —" Und schon liefen ihr die Tränen über die blassen Wangen.

Die Frau streichelte ihr Kind wie in alten Tagen, bis die letzte Zähre hinabgetrunken war, und nahm erst nach Minuten das Gespräch zögernd wieder auf.

„Ich wollte sagen, ein Teil von ihm ißt und trinkt mit uns und stößt sich an der Welt wie wir,

und der andre Teil wandelt weit weg von uns über dem Leben, oder vielleicht müßte man sagen: jenseit des Lebens. Wie denkst du hierüber, meine Tochter?"

Klara hob die Stirn und sah an ihr vorbei ins Zwielicht der Stunde: „Ich liebe ihn so sehr, daß ich solche Dinge überhaupt nicht denken kann, Mutter; mir ist er immer nah. Und daß er sich niemals von mir trennen möge, das bete ich früh und abends."

Die Mutter nickte und streifte die Abgewendete mit einem langen Blick, als wollte sie sie fest machen vor allem Übel: „Gebe Gott, daß er gesund bleibe; das ist die Hauptsache im Leben!" Und lenkte klug ab: „Und deine Kinder dazu! Es ist doch ein rechtes Glück, daß es dem Emilchen besser geht. Wolltest du heute nicht zu den Mendelssohnsleuten, meine Gute?"

Inzwischen ärgerte sich Robert in der Sing-Akademie mit den Solisten herum. Besonders eine gute Peri wollte sich nicht finden lassen. Als die endlich entdeckt war, versagten wieder die anderen. Zum Überfluß wollte das Orchester seinem Dirigentenstab nicht recht gehorchen.

Die endliche Aufführung im überfüllten Saal stellte dennoch einen wackeren Erfolg dar. Wenn nur der Ärger mit dem Dirigieren nicht gewesen wäre! Die Presse behauptete allen Ernstes,

der Komponist der Peri sei zur Führung des Taktstockes nicht berufen! Und gerade auf einen Dirigentenposten hatte man ja mit gerechnet, als man um die Frage tastete, ob vielleicht Berlin als neue Heimat in Betracht käme. So zerschlugen sich auch hier alle Hoffnungen dieser Art. Dagegen bedeuteten Klaras Konzerte eine Kette von Siegen. Die Treue führte dabei der Hauptstadt eine gute Zahl neuer Werke Robert Schumanns vor.

Plötzlich wurden sie aus all dem herausgerissen durch die Nachricht, dem kleinen Emil gehe es wieder schlechter; Drüsenzehrung sei dazugekommen. Und wer hatte den lakonischen Bericht abgesandt? Sie erstaunten: Kein anderer als Wieck! Dem ersten Schreiben folgte auf dem Fuße ein zweites: Das Kind sei am Sterben! Sie schrien auf und stürzten zur Bahn, die jedoch erst am nächsten Morgen fuhr.

Als sie endlich ankamen, war das Bübchen bereits begraben. Fassungslos starrten sie in den Maitag, der leer und feindlich grinste, trotzdem weißer und blauer Flieder über alle Mauern hing.

Von der entgeisterten Henriette erfuhren sie folgendes: Als der Zustand des Kindes sich jäh und auch vom Hofrat Carus unvorhergesehen zum Schlimmen gewendet, hatte sie ratlos Bendemanns benachrichtigt und Großvater Wieck. Bendemanns waren verreist gewesen. Wieck hatte erst an Stelle seiner hinfälligen Frau Marie geschickt und war dann selbst gekommen. Rumort habe er wie ein

böser Geist: Was das für Eltern wären, die von einem kranken Kinde fort auf die Reise gingen? Aber nachts hab' er hier auf diesem Stuhl gesessen und kein Auge zugetan. Als er den zweiten Brief geschrieben, war das Bübchen bereits tot gewesen. „Und nun hinaus damit auf den Friedhof!" Das war seine nächste lärmende Sorge gewesen. „Er soll wohl die Krämpfe kriegen, wenn er das tote Würmchen sieht?" hatte er im Hinblick auf den Schwiegersohn gerufen. „Die traurige Sache fertig und vorbei, das ist noch das beste in diesem Fall!" In solchem Sinn war er unermüdlich alle nötigen Wege gelaufen und hatte erst geruht, als das stille Begräbnis vor sich gegangen und das Haus von allen Spuren des Todes wieder befreit war.

Sein krasser Weitblick hatte nun freilich Robert vor einer allergefährlichsten Erschütterung bewahrt. Mußten jedoch die jungen Eltern diese erbarmungslose Geschäftigkeit nicht falsch verstehen und, indem sie sie auf alles mit dem gewaltsamen Manne schon Erlebte häuften, als hinterhältigen Raub an der Schatzkammer ihrer Herzen empfinden? Mußte die erregte Mutter im ersten drosselnden Schmerz nicht an ihrem Erzeuger ganz verzweifeln?

Seit diesem Tag war die Brücke vollständig abgebrochen, die sich noch kümmerlich zwischen ihnen und jenem gespannt hatte.

Sie schmückten den kleinen Hügel auf dem Friedhof mit dem Blütenüberfluß, den der Mai zu kargem

Trost über den Zaun hielt. Sie vergewisserten sich durch tausend Zärtlichkeiten ihrer übrigen Kinder und wühlten in Selbstanklagen.

„Um Lob und feilen Mammon sind wir ausgezogen, und unsern kleinen Jungen haben wir dabei verloren!“ damit strafte Robert sich hundertmal. Bis Klara mit heißerkämpfter Festigkeit seinen Selbstquälereien entgegentrat: „Wenn ihn Gott uns nicht gönnen wollte, du Lieber, wir hätten ihn nie und nimmer halten können! Komm, sei gut!“

Und mitleidiger Efeu umästete leise auch diese Wunde.

* *
*

Letzte Entspannung des Leids brachte eine Reise ins eigene Kinderland. Zu der brauchte Robert nicht erst aufgemuntert zu werden. Die Geburtsstadt Zwickau, die Schwanenstadt, wollte ihm ein Fest geben und zu seinen Ehren die C-Dur-Symphonie aufführen.

Mit Gräberbesuchen begann's freilich auch hier, aber die Gruft des Vaters, den der Tod zu früh aus rastlosem Tatendrang abberufen, und der Hügel der Mutter, sanft umblüht von blassen Verbenen wie weiland ihr Antlitz von Melancholie, die schenkten Frieden. Und Frieden webte über dem Rasen, drunter die übrigen erloschenen Herzen der Sippe ruhten.

Dann aber zog er die Vertraute in warmer Gehobenheit zu allen Tummelplätzen und Altären von

einst. Hier an der Marktecke stand das kleine Haus, da man die fragwürdige Fahrt ins Leben angetreten, hier das Lyzeum, wo das Schulerbe der Ahnen in Empfang genommen, wo der Rausch der Poesie zum erstenmal erfühlt worden war. Hier um die alte Marienkirche herum hatten sie einander gehascht, der Herzogs Emil und Liddy Hempel und die Schwester Emilie, nun längst mit stillen Füßen neben die Eltern gebettet. Hier war die erste Zigarre geraucht worden, o Gott, sie war so schwer gewesen! Und hier — Freunde der Eltern hatten da gewohnt — waren zum erstenmal Lieder von Schubert aufgeklungen; noch heute schnürte das unsägliche Erleben einem fast den Pulsschlag ab!

Sie schritten, von den Blicken tuschelnder Zwickauer und Zwickauerinnen ehrfürchtig verfolgt, von Altar zu Altar, und Klara ereiferte sich dabei, als sei die Landkarte ihrer eigenen Morgenzeit vor ihr ausgebreitet.

Dieser gotische Treppengiebel stieg über den Fenstern hoch, aus denen Nanny Patsch süße Äugelchen gemacht hatte.

„Nanny Patsch? Welch sonderbarer Name! Wer war das?"

„Meine erste Liebe!" Er sagte es mit schalkhafter Wichtigkeit. „Nur, sie wollte nichts von Jean Paul wissen; da hab' ich sie wieder abgeschafft!"

Es war, als klingelten Glöckchen um sie trotz des Nachklanges der Friedhofsschelle; es war, als verflöge

Blässe und Müdigkeit vor dem Frühwind, der gaukelhaft aus dem Kindheitsosten wehte.

Am Konzerttag selber ging die Symphonie fast unter Blumen unter. Im grauen Kaufhaus der Tuchmacher ward sie beschert.

„Weißt du noch, Klara, hier zwischen den Spiegeln und Leuchtern, — ich war euch nachgefahren in der Postkutsche —?“

„Still, du Schwerenöter, denkst du, ich hätte einen einzigen deiner Küsse vergessen. Ich vergriff mich damals beim Spiel, weil du solche Augen machtest in der ersten Stuhlreihe.“

„Ja, und ein blaues Kleid hattest du an, du mein Himmelsmädchen!“

Der Abend vorher hatte mit einem Fackelzug aufgewartet. Der Nachmittag brachte eine Nachfeier in den Bergkellern drüben über der Mulde.

Gegen Sonnenuntergang zog Robert die Seine heimlich aus dem fröhlichen Gewühl und stieg mit ihr schmale Wege und zierliche Treppen den Uferberg hinan.

Da lag denn, fast schon verschattet, zu ihren Füßen der wimmelnde Garten, in dem Gläser klangen und hier und da bunte Papierlaternen sich warm erhellten, dahinter der Spiegel des Flusses und die liebe kleine Stadt, Abendrauch über den Essen. Fern aber über Wäldern glomm der Horizont in Rosenlicht, und angeglühte Wolken zogen, schwimmenden Inseln des Glücks vergleichbar.

Sie hatten beide rückenden Schein über den Gesichtern wie Scham der Liebe, wie hohes Feuer der Jugend.

Robert holte tief Atem und flüsterte verschwärmt; er flüsterte, als fürchte er, einen wirkenden Zauber zu stören: „Hörst du sie kichern, meine beste Zeit, meine Kinderzeit, Liebste? Hörst du das Lachen und Lächeln den Hang hinauf und hinunter? Die Jahre, die keine Fratzen schnitten —?“ Er zog sie dicht zu sich und neigte seinen Mund gegen ihr Ohr: „Selig sind, ich weiß es, die voller Lachen sind, denn sie sollen ernst genommen werden! Ach, Klara, wie sind wir da weit davon.“

Und kaum hatte er das gesagt, war auch der Schein weg von seinem Antlitz und von dem ihren. Und Schwermut rauschte aus den Nebeln des Flusses das alte Tuchmacherwehr.

Sie tasteten sich stumm zu Tal. Ein kleiner gescheuchter Vogel, barg sie sich an seiner Seite und fröstelte mit ihm.

* * *

„Kindern ist alles Ankunft; Älteren ist alles Abschied; Leben ist ein ewiges Verreisenmüssen“, schrieb Robert am ersten Tag nach der Rückkehr in sein Tagebuch. Er sollte hiervon alsobald wieder einen Beweis haben.

Mendelssohn war schwer erkrankt in Leipzig. Mit den flammenden Blättern der Sommerbäume

sank sein Leben hin. Als der erste kalte Regen des Novembers einsetzte — ein Lied ohne Worte in Fis-Moll —, schied er von dannen.

Robert war's, als wäre ein Stück seines Selbst mit dem Freunde fortgegangen. Versiegt schien ihm der Freudenquell der Musik bei der Kunde seines Todes. Ludwig Schunkes, des Geliebten, Heimgang hatte ihn einst nicht schlimmer beraubt, nur war ihm damals die mittönende Schwesterseele noch nicht zur Seite gewesen, bereit, den Verlust tragen zu helfen.

So zersetzte sich ihm heute der Schmerz und ward abgewandelt in etwas Troständliches, indem er auf Klaras Betreiben nach Leipzig eilte, dem Vollendeten die letzte Ehre zu erweisen.

Bendemann und Rietschel waren bereits da, um das Totenantlitz zu zeichnen und in Gips nachzubilden. Es lächle, sagte man ihm, wie ein Vetturino lächle, der nach Süden fährt. Er gewann es trotzdem nicht über sich, noch einmal in die teuren Züge zu blicken. Mit unermeßlichem Grausen schreckte alle Sterbegebärde sein Herz.

An einem Tag, der trotz des Novembers voll milder Sonne war, schwankte der schwarze Sarg aus dem Trauerhause. Es war, als hätte der Gott der Musik einen Tag, natürlich einen Sonntag, aus Mendelssohnschen Melodien gedichtet zum letzten Lobe des herrlichen Meisters, so voll sanften Adels hing ein heller Himmel über den Tausenden, die an

der Überführung der Leiche nach dem Berliner Bahnhofe teilnehmen wollten. Denn in der Familiengruft seiner Vaterstadt sollte er beigesetzt werden.

Der Sarg war mit Lorbeer und letzten Astern geschmückt. Neben dem schwarzen Rädergestell, das ihn zur Leichenfeier in die Paulinerkirche tragen sollte, ordnete sich eine feierliche Trabantenschar: die Fürsten und Würdenträger der Firlenzer Musik, zugleich die, welche dem Musiker Felix Meritis hier die Nächsten gewesen, der Thomaskantor Moritz Hauptmann, der Geiger David, Gade und der junge städtische Musikdirektor Julius Rietz. Auch Ignaz Moscheles, den Mendelssohn aus London an sein Musikkonservatorium geholt hatte, ließ es sich trotz gichtischer Schmerzen nicht nehmen mitzugehen. Zu ihnen trat Robert Schumann. Die endlose Doppelreihe des übrigen Ehrengeleites folgte.

Als die Musikkapelle den E-Moll-Marsch aus dem fünften Heft der „Lieder ohne Worte" begann und der Zug sich zögernd in Bewegung setzte, durchschauerte Robert der gleichmäßige Rhythmus des Todes so schreckhaft, daß er zu zittern anfing und, von einem leichten Schwindel berührt, sich einen Augenblick an dem dunklen Wagen anhalten mußte.

Dann schritt er wie umwölkt, mechanisch Fuß vor Fuß setzend. An den Gedanken, die ihm kreuzweis durchs Hirn schossen, hingen Bleigewichte: Dieser Moscheles, der da auf der andern Seite neben dem Hinterrad am Krückstock humpelte, war sein erstes

musikalisches Ideal gewesen! Er sah die Szene noch vor sich, zu Karlsbad im Sächsischen Saal: Unter zahllosen geputzten Leuten, Herren wie Damen, er, neun Jahre alt, atemlos an die Mutter geschmiegt. Vorn auf der Konzertbühne vor dem Flügel ein junger, schlanker Mann mit schwarzen Locken, der ein wahres Feuerwerk von Musik aus den Tasten schlug. Auch so einer zu werden, das war als herzbeklemmender Wunsch dieser Stunde mit in die Heimat zurückgekehrt. Das Geschick hatte den Kinderwunsch in einem anderen Sinne erfüllt, aber es war doch Erfüllung, daß man jetzt selber zuzeiten auf einer solchen Bühne stand oder saß und Musik entbrennen ließ. Nun ging der andre, der Bewunderte, Beneidete, neben einem als Kunstgenosse, als Kollege und war recht alt geworden inzwischen, wahrlich, er hinkte in richtigen Synkopen hinter dem Wagen drein, und seine Bartkoteletten waren ergraut. Dennoch schien es, als ob auch heute noch zuweilen ein junger Feuerwerker aus der behäbigen Körperlichkeit dieses sympathischen Israeliten herauszufahren imstande sei.

Nun schritt man neben ihm hinter einem gemeinsam geliebten Toten her, abermals einem Juden, und was für einem! Dieser Mendelssohn, dieses Schoßkind des Glücks, dieser Liebling der Götter und Menschen, dieser Fackelträger der ewigen Schönheit, hatte er einem nicht wieder so etwas wie ein musikalisches Ideal bedeutet? Welche Leichtigkeit der

Erfindung in seinem Werk, welche Meisterschaft der klassischen Linienführung, welcher Ernst, ja, welcher wahrhaft deutsche Ernst seiner Kunstübung und welch edle Humanität! Mochten sie Schalen des Hasses ausgießen auf diese Versprengten ob ihres gewinnsüchtigen Wesens im Staat, ob ihrer lauten Betriebsamkeit in der Kunst — und Meyerbeer hatte wahrlich eine ordinäre Stimme! —, in diesem Felix Meritis hatte sich die semitische Rasse in Deutschland von vornherein verteidigt. Jahrelang hätte man noch von ihm lernen können, im klingenden Handwerk, in der schweren Wissenschaft, Mensch zu sein! Nun fuhren sie ihn mit seinem eigenen Liede ins Dunkel und Schweigen. Und: Dem unsterblichen Meister der Töne! tuschelten halb ehrfürchtig, halb geschäftsmäßig die Kranzschleifen über seinem Sarg: Nein, nicht: Dem unsterblichen —, Dem unstreblichen stand gedruckt in goldenen Lettern. Dem unstreblichen Meister der Töne! Lächerlich: Druckfehler und Irrtum und gedankenloser Werktag bis übers Grab. Dennoch: Dem Unsterblichen! — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Aber dieser Weg, dieser Paßgang im dumpfen Viervierteltakt, E-Moll, wollte er ewig hinschleppen, unter Bäumen, die kahle Zweige wie verzweifelte Hände rangen, unter Fenstern, in denen sich Neugier und kleinbürgerliche Teilnahme aufdringlich übereinanderbogen? Nahm er kein Ende, dieser Weg hinter dem schwarzen Wagen?

Der würdevolle Zylinderhut vor ihm, der wackelnde breite Rücken über rührigen Beinstummeln, wie grotesk! Merkwürdig, was dieser Julius Rietz für einen breiten Rücken hatte! Und was für einen kurzen Hals! Förmlich gequetscht sah er aus von hinten, wie eine zweitaktige Pause! Und der Moritz Hauptmann weiter vorn, halb Dorfküster, halb Hofkaplan, mit seinen superklugen Brillengläsern, deren Bügel dann und wann ein wenig blinkte, wenn er ernsthaft in das Spalier der Gaffer hineingrüßte. Glich er nicht einer Viertelnote mit einem Strich durch den Kopf? Kurios! Und überhaupt: all die wandelnden, wackelnden, schwankenden Zylinderhüte, glichen sie nicht einem fabelhaften Heerzug von schwarzen Notenköpfen? Vertrackt! Vertrackt! Hatte sich das Volk der Noten und Zeichen nicht gewichtig auf die Strümpfe gemacht, seinem hohen Meister die letzte Reverenz zu bieten? Wahrhaftig, Sechzehntel, Achtel, Viertel, ganze Pausen, halbe Pausen, Baß- und Alt- und Violinschlüssel, Brevis, Semibrevis und Kreuz und Quadrat, Zweiunddreißigstel, Vierundsechzigstel, durch Florstreifen wie durch Balken aneinandergebunden, ja, ganze Marschreihen von Triolen wimmelten um den Sarg, hüpften auf und nieder, trippelten mit dünnen Beinchen und fügten sich doch wie auf das Gebärdenspiel eines geheimnisvollen Taktstocks hin in den unerbittlichen Rhythmus des Todes, Sechzehntel — Brevis — Semi — brevis — Kreuz — — Kreuz — — — —. Und

immer dazwischen der goldne Druckfehler der Kranzschleife: Dem unstreblichen Meister der Töne, dem un — streb — lichen — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Endlich stockte der Zug. Die Narretei der Gedanken erschrak und ordnete sich wieder ein ins Verständige. Man hielt vor der Paulinerkirche. Man ward hineingeschoben. In der grauen gotischen Kühle hing Wachsatem. Kerzen flackerten gleich Seelen Abgestorbener. Zwischen sie wuchtete der Katafalk. Über alle Orgelwehmut, die Trauerchöre umflatternd wie Geisterlaut, bebte alsbald das Schluchzen der Witwe und der Kinder.

Von der Rede des Priesters verstand Schumann kein Wort; er hörte nur das Schluchzen. Als der Tote dann abermals auf Achsen gehoben wurde zur Bahnhofsfahrt, trat er mit Aufbietung allen Willens ganz nahe heran an den Sarg, riß ein Blatt von den Lorbeerzweigen und barg es im Busen.

Mit diesem letzten Pfand erschien er wieder in Dresden, daheim. Ein kleiner Ruch von Lorbeer und Totenblumen ging von ihm aus, als Klara sich weinend an seine Brust warf.

3

Oft braust der Sturm. Und hinter ihm
ein Lauschen Gottes allzumal —



Die beiden Nestsucher mußten sich bescheiden. Es wollte sich trotz allem Auslugen keine andre Nistgelegenheit finden lassen für sie und die Kinderschar, zu der mit dem neuen Frühling, gleichsam als Ersatz für das verlorene Bübchen, wieder ein Knabe gekommen. Es mußte versucht werden, in Dresden nun doch feste Wurzeln zu schlagen.

Robert begann damit, daß er das Amt eines Liedermeisters der „Liedertafel“ übernahm, des großen Vereins zur Pflege des Männergesangs. Ferdinand Hiller, der es bisher bekleidet hatte, war zum städtischen Musikdirektor von Düsseldorf gewählt worden. Gern hatte der betriebsame Frankfurter Bankherrensohn samt seiner gefallsüchtigen Frau die Elbstadt mit dem rheinischen Westen vertauscht. Ihm war die Suche nach einer neuen Heimat geglückt.

Außerdem gründete Robert einen Verein für Chorgesang. So hatte er die Möglichkeit, den satten Ton der Männerchöre mit dem schwebenden Klang von Frauenstimmen mischen zu können. Kompositionen für diese Zwecke entquollen in Fülle seiner neu beflügelten Feder.

An zwei Abenden der Woche schwang er nun

einen milden Taktstock über singfroh geöffneten Mündern, oder er saß am Wirtshausklavier und ging mit Männlein und Weiblein schwierigere Stellen durch. Da er auch hierbei nur das Notwendigste und auch das noch mit Widerstreben redete, war's keine leichte Arbeit. Klara unterstützte ihn regelmäßig, was zum Anfang nicht geringes Aufsehen erregte; ja, manchmal vertrat sie ihn ganz, wenn ein verstimmendes Unwohlsein oder die Gewaltherrschaft eines werdenden Werkes ihn nicht von zu Hause fortließ.

So hatte sie wieder einmal an seiner Stelle die Proben geleitet und einen Chor mit der Schwungkraft ihres frischen Mutes belebt. Wie Robert eine Woche später dasselbe Lied vornahm, zog er den Taktstock weit aus, beschwichtigte mit dem linken Arm, kriegte ärgerliche Stirnfalten und meinte: Langsamer! Als sich Sänger und Sängerinnen trotzdem nicht recht zügeln lassen wollten, warf er den Stab weg und erbitterte sich: „Wie kommen Sie nur zu diesem unvernünftigen Tempo, meine Herrschaften? Bitte, die einzelnen Stimmen!"

Dem Klavier nähertretend, gewahrte er Betretenheit auf den Gesichtern. Und da, in Klaras Augen schießende Tränenflut! Er begriff und bereute und war umgänglich diesen Abend wie selten vorher.

Als sie nebeneinander nach Hause schritten und die Gefährtin kein Sterbenswörtchen von sich gab, merkte er erst, wie sehr er sie gekränkt hatte. Sie

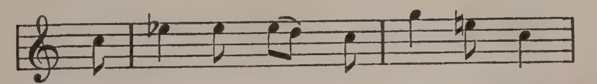
ging auch stumm zu Bett und gönnte ihm zum erstenmal keinen Gruß zur Nacht.

Da saß er denn recht geknickt bei seiner späten Lampe und schalt sich einen Barbaren und einen Knüppelfechter und wer weiß was alles. Richtig elend kam er sich vor, förmlich mitten entzweigeschnitten; wie ein großer Junge fühlte er sich, der was sehr Dummes angestellt und den die Mutter zur Strafe in ein leeres Zimmer gesperrt hat. Wie sollte er sie um alles in der Welt nun versöhnen?

Nach einer Weile huschte es wie befreit um sein Gesicht, und in seinen Augenwinkeln erglomm ein Fünkchen. Er zog einen großen Bogen rastrierten Papiers heran. In dessen Mitte schrieb er, indem sich seine Lippen spitzten, mit seiner allerdeutlichsten Schrift:

„Wo Du nicht bist, dringt an mein Ohr
Ein Dreiklang, der die Terz verlor.
Sei wieder gut, vergönn, vergib —"

und als vierte Verszeile in ein Geleise von fünf Notenlinien:



Sie hatten sich am Vormittag erst zusammen an Schuberts Shakespeare-Ständchen erlabt. So wußte er, daß sie sofort lesen würde:

„Und habe Deinen Sänger lieb!"

Diesen Sühnebrief schob er fein sachte auf das Tischchen neben ihrem Bett. Mit Sicherheit mußte ihr erster Frühblick drauf fallen. Dann legte er sich ebenfalls nieder, nicht ohne sich vorher durch einen vorsichtigen Kuß auf ihre Stirn der Absolution bereits versichert zu haben.

Es kam denn auch so, wie er gehofft hatte. Sie erwachte, las und streckte die Waffen vor solchem Morgengruß. Das Verschen aber machte sie sich zu eigen. Es tat in der Folgezeit, auch von ihr angewendet, noch manchmal seine Wirkung.

* * *

Im Georgentor des Schlosses begegnete Robert dem Doktor Carus. Auf dessen teilnahmvolle Frage nach seinem Befinden rief er: „Besser, gut, ausgezeichnet, Dank für die Nachfrage; augenblicklich ausgezeichnet!"

„Gezeichnet!" wisperte der kleine Widerhall, der hier im dunklen Mauergang hauste; er wisperte, wie Kinder ein fremdes Wort nachplappern, das sie nicht verstehen.

Was ihn neuerdings so beschwingte, war seine Oper. Altes, unablässig mahnendes Verlangen war endlich erfüllt, jahrelanges Planen Tatsache geworden. Er arbeitete an einer Oper! Die wundersame deutsche Sage von der Dulderin Genoveva hatte es ihm angetan seit jenen Tagen, da Frau Johanne Christiane Schumann mit ihrer sonderbar zagenden

Stimme zum erstenmal Kunde davon gegeben. Bei Tieck und Hebbel hatte der fleißig Lesende eigenartige Bearbeitungen gefunden. Nun hatte ihm der gute Reinick aus diesen einen Text zurechtgeschrieben. Freilich, der Komponist war nicht recht damit einverstanden, er formte dauernd um.

Die große Aufgabe wollte er auf eine große Weise lösen. Es sollte aufgehört haben mit dem sinn- und charakterlosen Durcheinander der Handlung, das die alte Opernbühne beherrschte; es sollte aus und alle sein mit dem verlogenen Singsang, dem süßlichen Zirpen der Arien und Arietten, den lügenhaften Tiraden kümmerlicher Helden, die um der Beifallssucht der Sänger und Sängerinnen, nicht um einer höheren Notwendigkeit willen den Stücken eingefügt waren; es sollte gebrochen werden mit dem vergötterten Pomp Meyerbeers, der die Sinne blendete und die Seele verschmachten ließ. Es sollte ein Werk wachsen, das der musikalischen Anmut Mozartscher Opern, der sittlichen Tiefe des Fidelio, der volkstümlichen Deutschheit des Freischütz nicht ganz unwert wäre. Freilich, ob es einem gelingen würde? —

„Wag's, Liebster!“ nickte Klara und hatte einen Glauben im Blick, der schon fast verpflichtete. „Wag's!“ nickte sie, „und denk' an das Wort: Neue, kühnere Melodien!“ —

Pfalzgraf Siegfried zieht in den Türkenkrieg. Sein

Weib Genoveva läßt er unter Golos Schutz zurück. Weh, er hat einem Wolf befohlen, ein Lamm zu hüten: Golo liebt die Ehefrau des Herrn mit zehrenden Flammen. Die hexenhafte Margaretha, seine Pflegemutter, schürt das sündige Feuer an —

Oder soll der Wolf kein Wolf sein? Soll er nicht gieren und packen und zerreißen? Soll er auch menschliche Züge haben, schwärmen und Gutes tun? Nein, der Bösewicht muß Teufel sein vom Scheitel bis zur Sohle! Das Gesetz des musikalischen Kontrastes will es so! Und in einer Dissonanz künde sich deutlich das böse Prinzip seines Waltens an! —

O Genoveva, mit Flöten und Schalmeien zu malen, seelenblonder keuscher Engel du! Du leuchtest von innen wie Kristall, du strahlst Güte und heilige Einfalt aus, Urbild du deutschen Frauentums! Vor dir wird sogar der Schächer fromm. Folglich, er muß auch schwärmen und benedeien können, Golo, der Verworfene! Nicht eine Dissonanz, eine fallende Quinte sei darum seines Wesens bündige Formel! In einer aufwärtstreibenden Oktave aber ströme Genovevens sehnsüchtige Seele aus! —

Margaretha, die Tückische, schürt die sündigen Flammen. Wer doch Gift und Galle in Klanggebärden wandeln könnte! Golo züngelt entfacht, er lodert in Brunst. Dämonie des lockenden Sinnenrauschs; hier wüßte der Kollege Wagner die Farben! O, der kann was, das spürt man deutlicher

als je mitten im Opernwerk! Aber zu grell, zu schamlos, zu selbstgefällig! —

Wehre dich, süße Unschuld, umpanzre dein flatterndes Herz! Sieh doch, es strudelt an dir empor! Golo wagt's, die treulose Hand nach dir auszustrecken. — „Zurück, ehrloser Bastard!" Du rufst es umsonst, du bist dennoch besudelt und verstrickt! Haß des Verabscheuten, des sinnlos Wütenden, knirscht in allen Instrumenten. Rachsucht lauert. Unsägliche Verleumdung stößt eine Schutzlose ins Kerkerloch —

Ei, Pfalzgraf, verratener Tugendbold, was starrst du in Margarethas grinsenden Zauberspiegel? Was erliegst du, Narr, dem höllischen Hexentanz, der dich betrügt? Zu Roß, zu Roß und rette dein Weib und — dein Kind! — Du dünkelhafter Tor, du warst nicht würdig dieses schimmernden Schatzes! Du zerbrachst ihn, du selbst; zernichte nun immer das Trugglas der Gauklerin! Zu spät! — — —

Wildnis und Wald. Genoveva dem Tod geweiht, in schleppendem Kleid aus Moll! Henkersknechte gröhlen. Irrsinnig trillernd triumphiert in Golo das Satanische. Der Mordstahl blitzt. Da, in höchster Not, in qualvoll sich blähender Nacht das Heil: der Pfalzgraf mit seinem Jagdgefolge. So unwert er des reinen Weibes war, hat ihn dennoch sein guter Genius herangeleitet. In den Armen liegen sich die Gatten. „Erlöst, erlöst!" Und treue Liebe siegt! Zu Glorienbündeln verästen sich die Melodien in strahlendem E-Dur. Hände heben

sich verzückt und preisen die Tugend, die Sonne, das Licht, das mächtiger ist als alle Finsternis des Bösen — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

So befreite sich aus dem Schaffenden das große Werk, aus wühlenden Wirbeln der Phantasie, aus Brüten am Tage, aus bohrendem Denken zur Nacht, das an den Kräften des Hirns nagte, aus Ängsten, Zweifeln, Widerstreit. Wie gern hätte er Genoveva mit dem Wald vermählt, hineingebettet in diesen barmherzigsten Mutterschoß der Erde, die Gemarterte und das schmerzenreiche Bübchen! Wie gern hätte er das Kind mit den Vögeln singen, mit den Quellen sprechen lassen, Du sagen zu allem Getier und auf der weißen Hirschkuh reiten! Er mußte es sich versagen um der zwingenden Geschlossenheit des Ganzen willen. Das Kind Schmerzenreich mußte ganz ausgeschaltet werden. Und noch zuletzt peinigte ihn ein Zwiespalt: Dieser Pfalzgraf Siegfried, der nicht imstande gewesen, den Hort heiligen Frauentums gläubig zu begreifen, dem er zum Hüter gesetzt, war er wert, Genoveva nach allen Irrnissen wieder in die Arme zu schließen? Mußte er sie nicht vielmehr auf ewig verloren und verspielt haben? Aber der Opernschluß in Glanz und Wonne wollte es so; von der siegreichen Tugend mußte auch der Hoffnungsschein einer neuen, besseren Ehe kommen. Und vielleicht war auch gerade das das Rechte! —

Gekrönt mit einer Krone ging er wieder einher

nach solchen kreißenden Monden der Tat. Die Dornen dieser Krone ritzten seine Stirn in süßem Schmerz, aber es waren dennoch Wunden, aus denen es blutete — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Klara hatte mit einemmal ein ganzes Rudel junger Schülerinnen gefunden. Aus dem Verkehr mit ihnen ergab sich der Mangel an guten, leicht spielbaren Klavierstücken, wenn man nicht zu dem altmodischen Etüdengezwitscher Cramers oder Hüntens greifen wollte. Robert hielt es nicht unter seiner Würde, hier Abhilfe zu schaffen. Er schrieb ein Schock kleiner Sätzchen von leichtem Gewicht und kindlichem Gebärdenspiel. In einem „Album für die Jugend" band er es zusammen. An Marie und Elise, die schon ernstlich zu den Schülerinnen zählten, und an seine eigenen Jugendtage hatte er dabei gedacht. So war im winzigsten Stück ein Teilchen von ihm selbst zierlich hängengeblieben. Das schönste war dem Andenken Mendelssohns, des Kinder- und Menschenfreundes, gewidmet. Seinem Gedächtnis hing er doch gar zu gerne nach!

Während aber nach Vollendung der „Genoveva" auf dem Schumannschen Hause gleichsam die Sturmvögel des Geistes mit zusammengefalteten Schwingen kauerten und, noch innerlich wogend vom scharfen Flug, ihr Gefieder nur dann und wann leise aufplusterten, fuhren draußen im geistigen Leben der

Völker plötzlich schicksalhafte Fittiche empor. Diese Sturmvögel verschatteten den Himmel und bewegten die Luft.

Geier und Adler, riesenhafte, kämpften miteinander in Frankreich, in Italien, in Österreich, neuerdings auch in Schleswig und Preußen. Die Geier strichen um hohe Klippen und weite Flächen und wollten keine andere Freiheit dulden als die ihrige im Bannkreis ihrer mächtigen Fänge. Die Adler hoben eine neue Freiheit auf jugendstarken Schwingen hoch und bedrohten die Klippen und die aasreichen Horste der ersten: In Paris hatte im Ansturm der Februarrevolution der selbstsüchtige König Ludwig Philipp abdanken müssen; eine republikanische Regierung war eingesetzt worden. In Sizilien fochten die Vaterlandsfreunde für die Unabhängigkeit ihrer Insel. Die Lombarden verjagten die Österreicher. In Wien war Metternich, der Mann des Dunkels und der Knebelung, gefallen. In einem vierzehnstündigen Straßenkampf hatten die Berliner sich Preßfreiheit und allgemeines Wahlrecht erstritten und gesichert. Deutsche aller Stämme halfen den schleswig-holsteinschen Brüdern die dänischen Bedrücker aus dem Lande treiben.

So murrte man nun auch in Sachsen gegen eine Regierung, die den fortschrittlichen Forderungen der Zeit keine Rechnung trug. Robert und Klara, die Davidsbündler, wußten, auf welche Seite sie gehörten. Den alten Zopf befehden, einen helleren

Himmel erstreiten, das rief Florestan und Eusebius, dazu Cilia wieder einmal auf den Plan. Und es gab mancherlei zu wirken; denn von allen Bekannten scharten sich nur Wagner und Semper entschieden mit um das liberale Banner. An äußeren Aufregungen im Alltag fehlte es somit nicht.

Diese mehrten sich noch, als plötzlich Franz Liszt in Dresden auftauchte. Er kam von Weimar, wo er als „Großherzoglicher Kapellmeister in außerordentlichem Dienst“ seit einigen Jahren seine europäischen Konzertreisen regelmäßig unterbrach, um dort ein frischeres Kunstleben anbahnen zu helfen. Er war im Begriff, die russische Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein, seine Seelenfreundin, zu dauerndem Aufenthalt nach der Stadt Goethes zu holen.

Schumanns luden ihn sofort für den Abend zu sich. Sie baten in aller Eile außer den nächsten Freunden noch einige Mitglieder der Kapelle. Die Anwesenheit des berühmten Gastes sollte durch Vorführung des Quintetts gefeiert werden. Dachten sie doch voll Dankbarkeit daran, wie tapfer Liszt einst für sie gegen Wieck Partei ergriffen hatte! Schätzten sie den blendenden Musikanten doch immer noch, wenn schon manches in seinem Spiel wie in seinen Kompositionen sie je länger je mehr verstimmte! Von den Kapellmitgliedern ließ sich Lipinski erst lange bitten, die andern waren gleich bereit.

Gegen alle Gesetze der Sparsamkeit hatte Klara neben den Lampen noch die Leuchter angezündet. Die

Gesellschaft saß in festlicher Spannung. Es schlug acht, es schlug neun, der Erwartete kam nicht. Endlich kurz vor zehn stürmte er atemlos herein und brachte Wagner mit: Sie sollten ihm um Gottes willen nicht zürnen, eine andre Gesellschaft habe ihn solange aufgehalten; nun bliebe er aber auch, bis sie selber ihn fortschicken würden! Unwiderstehlich war er, wie er der Herrin des Hauses schelmisch-bettelnden Blicks die Hand küßte. Eine Wolke von Parfüm ging von ihm aus. Wagner, der nicht von seiner Seite wich, hatte den meisten Nutzen davon: Die Duftwolke schmeichelte mit über die auffällige Dürftigkeit seiner Kleidung weg.

Während das Quintett durch den Raum klang, ordnete Liszt seine Gedanken: Dieser Robert Schumann, der da drüben regungslos in den Falten der Gardine lehnte, gehörte zu seinen sonderbarsten Bekanntschaften; und mit welch internationalem Kabinett konnte e r aufwarten! Nur ein Jahr älter als er, glich er in seiner Wortkargheit und in der rätselhaften Abseitigkeit seines Wesens einem ergrauten Kartäuser. Sein rundes, fleischiges Gesicht sowie die behäbige Fülle seiner Gestalt ließen dagegen fast wieder auf einen betulichen Pfahlbürger schließen. Dabei hatte dieser Mensch draufgängerisch wie ein Hidalgo gefochten gegen alles, was von gestern war in der Kunst, die geistreichste kritische Feder, Schwanenflügel und Dolch zugleich, hatte er geführt in ganz Deutschland! Und seine Musik! Es

bebte darin von geheimnisvollen Beziehungen, poetische Gespenster wurden umgetrieben; man verstand alles nicht sofort, man ahnte es nur! Und nichts Deutscheres und nichts Kurioseres zugleich als das sein halb wirklicher, halb imaginärer Klub der Davidsbündler im Leipzig von damals oder vielmehr in — Firlenz! Dazu dieses Seelchen von Frau, fabelhafte Klavierspielerin, nur ein wenig zu brav. Dieses ewige Mädchen mit den Kinderaugen und dem Marienscheitel, nun auch schon Mutter, wohl gar schon zum vierten, fünften Male — —

In diesem Augenblick brach nach einem letzten Aufbäumen das Quintett rauschend ab. Die vier Streicher schoben ihre Instrumente von sich, tiefaufatmend. Klara ließ die Hände sinken und wendete den Blick nach dem Gast.

Der fuhr empor: Um Gott, jetzt mußte er etwas sagen! Alle Augen forderten es ja von ihm! „Bravo! Vortrefflich! Wunderschön! Und ganz firlenzisch!" Er lächelte und streckte die weißen Hände mit den spiegelnden Nägeln begütigend aus: „Vielleicht, vielleicht — ein wenig — allzu firlenzisch!"

Klara erhob sich betroffen. Schroff drehte sich Schumann um und trommelte an die Scheiben. Liszt erschrak bis in sein wohlwollendes Herz: Hatte er etwas Kränkendes gesagt?

Rasch trat er zum Flügel. Mit ein paar präludierenden Griffen schuf er eine neue Umwelt. Dann ging er in einen ungarischen Marsch über und

variierte ihn verblüffend und geistreich. Wie von Brillanten blitzte es um das Klavier, aber es mochten keine echten sein. Er raste, wie von Koboldern gejagt, seine Finger stoben über die Tasten, indes sich sein schlanker Körper hin und wider bog; jedoch sein Inneres schien unbeteiligt an dieser kunstfertigen Leidenschaft.

Der feinfühlige Bendemann stahl sich leise ins Nebenzimmer. In Roberts Stirn und Mundwinkeln saß eine Grimasse körperlichen Schmerzes fest eingekerbt. Sogar Wagner verriet Spuren ungeduldiger Enttäuschung.

Bei Tische war Liszt dann wieder von bestrickendster Liebenswürdigkeit, besonders gegen Klara, zu deren Linken er saß. Das Gespräch drehte sich um die mancherlei Sprengstoffe, welche die politische Luft blähten.

Einer der Kapellmusiker hatte die These aufgestellt, Kritik sei eine Form von Revolution.

„Oh! Re—vo—lution!" krähte der eitle Lipinski, der es immer noch nicht zur vollen Beherrschung der deutschen Sprache gebracht hatte. „Haben wirr Polen den Völkern erst vorrgemacht, was ist Re—vo—lution!"

„Na, hören Sie, Verehrtester," lachte Wagner, „Ihr Vorbild dürfte nicht sehr nachahmenswert sein. Ich dächte, Ihre Re—vo—lution wäre schief genug gegangen!"

Bendemanns kluge Frau sträubte sich gegen die

These des Kapellmusikers. Sie meinte, Kritik sei ein Läuterungsverfahren am Bestehenden.

„Auch das, was Ihr Berliner Landsmann Rellstab Kritik nennt?“ warf ein anderer launig dazwischen.

„Oder meine Dresdner Dunkelmänner?“ giftete Wagner, dem sich einige ortsangesessene Rezensenten in geradezu unerhörter Böswilligkeit an die Fersen geheftet hatten, was stadtbekannt war wie die Unzahl seiner Schulden. „Kritik muß reine Flamme sein, die zehrt und zeugt!“ ereiferte er sich, „dann ist sie Revolution, und Revolution ist dann praktische Kritik. Es lebe die Flamme, es leben die Fackelträger der Menschheit!“

„Evviva der Ritter Gluck! Evviva Beethoven!“ rief man und hob die Römer.

„Evviva alle Davidsbündler von heute und gestern und morgen!“ strahlte Liszt über den Tisch hinüber und suchte Schumanns Glas.

Der war schon im Begriff, ihm schnell versöhnt Bescheid zu trinken, da fuhr, an jenen gewendet, der Bratschist der Kapelle dazwischen, ein kleines, advokatenähnliches Gesicht mit dicken Tränensäcken unter den Augen: „Und wie denken Sie in diesem Betracht über Mendelssohn und Meyerbeer, Herr Hofkapellmeister?“

Liszt setzte den Römer nieder und lächelte ohne langes Besinnen: „Ja, Meyerbeer ist natürlich mehr Fackelträger als unser guter Mendelssohn, dem die Erde leicht sei; daran ist doch wohl kein Zweifel?“

Das war zuviel für Robert Schumann an diesem Abend. Er bog sich jäh vor gegen den Gast und rief außer sich, indes sein Wein im weißen Linnen dunkelrot hinsickerte: „Schweigen Sie, Herr! Wer sind Sie, daß Sie über einen Künstler wie Mendelssohn so reden dürfen!“ Sprach's und verschwand in der Tür und kehrte nicht wieder.

Die Gesellschaft saß erstarrt. Nur den kurzen Körper Wagners beutelte eine innere Lustigkeit, die er schlecht verhehlte; er riß sich die Brille ab, die er neuerdings trug, und putzte sie angelegentlich, während Lipinski vor Spannung den Atem laut durch die Nase stieß.

Liszt war bestürzt wie kaum je in seinem Leben. Welch fataler Unglücksabend! Mehr noch als das bittere Wort hatten ihn Schumanns Augen erschreckt, die er noch nie so weit aufgerissen gesehen hatte. Dieses Träumers ganz entmenschte Augen! In ihnen hatte etwas Unsagbares auf dem Sprung gelegen!

Er erhob sich blaß, küßte Klara die noch zitternde Hand und bat, sich verabschieden zu dürfen. Wagner ging mit ihm. Neben ihnen zwängte sich der Pole aus dem Zimmer.

Die Zurückgebliebenen redeten noch einiges Hilflose halblaut hin und her. Dann trennten sie sich auch.

Verstörten Auges löschte Klara die Kerzen.

* *
*

Draußen in der Welt ließ das Rauschen der großen Fittiche nicht nach. Noch immer kreischten die Adler und die Geier. Je weiter aber das Jahr vorschritt, desto mehr zeigte sich, wie fest die Geier ihre alten Horste umkrallt hielten.

In Frankreich bestieg wieder ein herrschsüchtiger Bonaparte den blutbefleckten Thron. Die tapferen Sizilianer wurden von neuem geknebelt. Österreich unterdrückte durch den greisen Radetzki die italienischen Provinzen, durch den Fürsten Windischgrätz seine aufgewühlte Hauptstadt.

In Deutschland hatte die Frankfurter Nationalversammlung eine freiheitliche Reichsverfassung endlich zustande gebracht. Als jedoch im Frühling Achtzehnhundertneunundvierzig die Deputation, die dem preußischen König die Erbkaiserwürde angeboten hatte, unverrichteter Sache heimkehrte und einige Landesregierungen keine Miene machten, die Reichsverfassung durchzuführen, zog sich ein furchtbares Unwetter erst recht zusammen.

Der König von Sachsen hatte durch den rückschrittlichen Minister von Beust beide Kammern des Landtages auflösen lassen und besorgten Volksabordnungen gegenüber geäußert, die Nationalversammlung sei von keiner deutschen Landesregierung als eine rechtmäßig gesetzgebende anerkannt worden, also wolle man das auch von ihm nicht erwarten.

Daraufhin verbreitete sich in Dresden sofort die Kunde von einer großen Gefahr, die dem liberalen

Gedanken drohe. Preußische Truppen, sagte man, würden in Kürze das Land besetzen und alle Volksfreiheit niederhalten.

Die Bürgerwehr protestierte. Die Stadtverordneten berieten über einen Landverteidigungsausschuß gegen fremdes Militär. Die Gassen der Stadt wimmelten von Aufgeregten gleich tollen Bienenstöcken. Als bekannt wurde, daß der Oberbefehlshaber der Garnison eine angesetzte Parade der Kommunalgarde zu Ehren der Reichsverfassung verboten und die einzelnen Bataillone zum Abtreten kommandiert habe, daß hinwiederum an allen Fenstern des Schlosses Bajonette blitzten, Kavallerie aus der Neustadt herübergezogen werde und im Zeughaus zweihundert Mann vom Regiment Albert, dazu sechzig Mann Artillerie mit Geschützen ständen, war der zündende Funke ins Pulverfaß gefallen.

Es war am dritten Tag des Mai in sonniger Nachmittagsstunde. Eben wollte ein königlicher Stallknecht mit vier Reitpferden ins Schloß hineingaloppieren. Die Menge hatte ihn kaum erblickt, als sich unter mörderlichem Geschrei: Der König wolle ausreißen, der König wolle seine Residenz an die Preußen verraten, Mauern um den Betreßten zusammenballten und ihn in eine Seitengasse drängten.

„Bewaffnet euch! Zum Zeughaus!" hieß es nun, und schon schob sich der Haufe in der Richtung der Frauenkirche weiter. Da lagen quer wie Riegel die Zeughofmauern. Der Menschenkeil stieß vor, un-

bekümmert um die Gittertore, die wie Mäuler mit bleckenden Zähnen starrten. In dem Augenblick, da er das vorderste durchbrach, dröhnte die erste Salve des Militärs. Fünf Unglückliche wälzten sich in ihrem Blute. Im Nu war der Haufe zerstreut, aber das Signal zum Straßenkampf war gegeben.

Die Sturmglocken heulten wie in Zeiten von Wassers- und Feuersnot. Alarmtrommeln wirbelten. Die Kommunalgarde sammelte sich von neuem. Als ihr fünftes Bataillon, noch munitionslos, anrückte, um vor dem Zeughaus Ordnung zu schaffen, wurde es von den Soldaten mit Schüssen empfangen. Es stürzte zurück gleich einer abprallenden Woge, alles in einen tosenden Strudel ziehend.

Aber in dem Strudel rauschte die Wut einer neuen Woge zusammen. Mit einem Leiterwagen versuchte jetzt das Volk das Mitteltor des Zeughauses einzurammen. Donnernd prasselte das Gefährt in die Weichen des Balkenwerks. Schon lösten sich die Angeln. Da krachte von innen ein Kartätschenschuß. Fünf, sieben, dreizehn zuckende Körper an der Erde.

Ein alter Mann war sofort tot. Er ward auf einen Karren geladen und durch die Gassen geführt. Blutgetröpfel zeichnete seinen Weg. „Seht hier das arme Opfer der Meuchelmörder! Baut Barrikaden!"

„Barrikaden!"

Geisterhaft wuchsen diese empor an den Straßenecken, aus Radgestellen, Marktbuden, Matratzen über-

einandergetürmt und aus irrsinnig gehäuftem Gestühl, den nächsten Häusern entwendet. Die verwegensten Schanzen trotzten steinern. Das Pflaster war aufgerissen und ausgeweidet worden. Granitplatten und hundert Katzenköpfe kanteten nun an ihren Flanken.

Erst mit dem Abend verstummte das Knattern der Gewehre, das Wirbeln der Trommeln aus der Zeughausgegend. Eine milde Mondnacht ließ sich nieder auf die Häuser, um deren Stirnseiten die Grimassen entfachter Lagerfeuer aufrührerisch zuckten. Nur noch Postenrufe hier und da und eine weinerliche Frauenstimme. Dann sangen in der Bürgerwiese die Nachtigallen.

Mit dem nächsten Morgen wurde bekannt, daß König und Minister heimlich geflüchtet waren. Stürme der Entrüstung und Verbitterung. Neue Barrikaden steilten empor. Kugeln wurden gegossen, Sensen und Piken zugerichtet.

Auf dem Balkon des Rathauses am Markt, von der schwarzrotgoldnen Flagge umbauscht, zeigte sich die schnell gebildete Provisorische Regierung: der Geheimrat Todt, der ehemalige Abgeordnete Tschirner, der Kreisamtmann von Freiberg Leonhardt Heubner, zum äußersten entschlossene Demokraten.

Den Soldaten wurden Papierstreifen zugesteckt, drauf in dicker Fraktur zu lesen war: „Seid ihr mit uns gegen fremde Truppen?" Auch an den Straßenecken klebten solche Zettel. Die Maßnahme blieb

nicht ohne Eindruck auf das sächsische Militär; kaum ein Schuß fiel innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden, während durch die Tore der Altstadt aus allen Teilen des westlichen Landes bewaffnetes Volk zuströmte, den Dresdner Brüdern im Freiheitskampf beizustehen: erzgebirgische Bergleute, Chemnitzer Fabrikarbeiter, Studenten, Turner, Scharfschützen aus Leipzig.

Am Tag darauf formierte sich jedoch die Garnison zu einem ernstlichen Angriff. Von der Brücke aus rückte sie gleichzeitig über die Brühlsche Terrasse und den Zwingerplatz vor. Wieder heulten die Glocken. Eine regelrechte Schlacht begann. Die künstliche Schanze, die den Truppen die Verbindung mit der im Zeughaus eingeklemmten Besatzung hindern sollte, wurde überrannt. Dafür spien die Barrikaden in der Schloßgasse und am Postplatz Tod und Verderben. Hier kauerten, hinter die Steine geduckt, die verwegensten Schützen, die abenteuerlichsten Pikenträger. Hier antworteten sogar ein paar Vierpfünder, von Bergleuten bedient, auf das Kartätschenfeuer. Mit breiten Garibaldihüten, dran rote Federn steckten, rote Binden um den Leib, Dolche und Pistolen im Gürtel, so hantierten pulvergeschwärzt die Anführer. Auf der Schanze, die neben Engels Wirtschaft die Wilsdruffische Gasse nach dem Zwinger zu sperrte, kämpfte sogar ein Mädchen mit, in Turnerkleidern, das Haar aufgelöst im Nacken; ihren Liebsten wollte sie rächen, der eins der ersten Opfer

gewesen. Die furchtbarste Festung war dicht dabei das Turmhaus, drin Turner und Scharfschützen unverjagbar festsaßen; jeder Schuß aus den verrammelten Fenstern Vernichtung und Tod.

Währenddem wurde von Frauen, Kindern Dienstboten unermüdlich Speise und Trank und Munition geschleppt. Mauern, Kellerwände wurden durchbrochen, um verstohlene Zu- und Abwege zu sichern. Trupps von Sensenmännern zogen von Gasse zu Gasse und stöberten Waffen auf.

Als der erste Pikenträger an Robert Schumanns Tür donnerte, fand er eine zerrüttete Hausgemeinschaft. Klara saß leichenblaß inmitten des Zimmers, die zitternden Kinder um sich geschart. Pfosten und Fenster wankten vom Lärm der Stunde. Robert fuhr in großen Schritten hin und her, kaum imstande, die Aufregung seines Innern zu bändigen. Die Magd Henriette stöhnte nebenan in der Kammer, sie lag fieberkrank im Bett.

Als er den polternden Eindringling abgefertigt hatte, hielt es ihn nicht länger in der Stube. Trotz Klaras Jammern und dem damit verbündeten Zetergeschrei der Kleinen stürzte er ins Freie, in den Straßentumult, in den irrsinnigen Tag. Er hatte sich kaum durch die nach dem Böhmischen Bahnhof Flüchtenden quer durchgerungen, als er an Richard Wagner prallte.

„Der große Moment ist da!“ schrie der außer sich und packte ihn an den Schultern. „Revolution!

Kritik! Flamme! — Komm' eben vom Kreuzturm, hab' die Nacht da oben kampiert; ich sage Ihnen, Schumann, es war großartig! Dieser Blick aus der Höhe! Und unten ein Volk, das sich befreit! Unvergeßlich! Ich hatte mir von meiner Frau Schnupftabak und 'n paar Flaschen Wein 'raufschicken lassen; da hockten wir denn ganz gemütlich, indes sie über die Dächer 'rüberschossen, die Sappermentskerle. Vor'm Fenster 'n paar Strohmatratzen des Türmers von wegen der Spitzkugeln; das ging immer tack—tack—tack. In der Nacht haben wir uns stundenweise abgelöst. Glauben Sie, es war mehr als E. T. A. Hoffmann, wenn nebenan die Sturmglocke rumpelte und der Turm hübsch possierlich ins Schwanken kam. Natürlich hab' ich auch ein bißchen mit am Strang gezogen. Und 'n paar Raketen — pjiii! — hab' ich mitnanslanciert! — Nun will sie nämlich keinen Tabak mehr 'raufschicken, meine Hausehre, droht vielmehr fortzulaufen, wenn ich nicht heimkäme. Na, so muß ich wohl oder übel mal nach dem Rechten sehn! Übrigens, wenn die Häuptlinge hier, diese Schafsköpfe, den Zwingerwall und die Terrasse besetzt hätten, wären die Soldaten nie über die Brücke gekommen!"

Er stieß das alles in einem Atem heraus mit heiserer Stimme und fliegenden Gebärden, verwischte Rußflecken im Gesicht, das Kamisol am Ellbogen aufgerissen. Dabei fiel sein Blick auf einen der weißen Anschläge an der nächsten Ecke. Er rieb sich

die Hände und schlenkerte ein Bein wie ein übermütiger Junge: „Die Zettel da hab' ich mit ausgetragen; über die Barrikaden bin ich geklettert wie'n Wiesel. Wenn's nur wenigstens was genützt hätte, zum Kuckuck!"

Ein ängstliches Männchen stieß ihn an, das, dick in Wolle gewickelt, den Regenschirm unterm Arm, mit zwei vollgestopften Reisetaschen dem Bahnhof zuhastete. Auf der einen Tasche prangte perlengestickt: Bon voyage!

„Jawohl, glückliche Reise, Verehrtester!" schrie Wagner ihm nach, sich ärgerlich die Seite streichend, „setzen Sie alles dran, daß Sie Ihre unsterbliche Seele retten! Sie werden gebraucht im neuen Staate!"

Als er sich mit einem plötzlichen Ruck zum Gehen wandte, kam verstärkter Flinten- und Kartätschenlärm von der Barrikade neben der Engelschen Wirtschaft. Er grinste übers ganze Gesicht und hob die Faust: „Die kriegt ihr nicht so schnell klein, die hat der Herr Königliche Akademieprofessor Semper gebaut nach allen Regeln der Architektur, ha ha, der Herr Königliche Akademieprofessor baut Barrikaden! Schumann, 's ist zum Buckligwerden, ein Hauptspaß! Nu muß der Herr Königliche Kapellmeister Wagner aber wirklich nach Hause! Leben Sie wohl! Möge die Kunst profitieren von diesen Maitagen! Und die Spezies Mensch! Auf Wiedersehn!"

Er stürmte fort, und Schumann hatte noch nicht

ein Wort gesagt. Seltsam benommen drängte er weiter. Die tausendstimmige Symphonie der entfesselten Gewalten ließ ihn sinken und steigen auf geheimnisvollen Melodienbogen: Etwas tun! Etwas leisten! Mit—hel—fen!

Vor dem Rathaus auf dem Altmarkt herrschte ungeheurer Betrieb. Wie eine Wespentraube hing hier ein Menschenknäuel ständig am Tor. Hier tagten nebeneinander die Provisorische Regierung, das Kommando der gesamten Verteidigung, der Stadtrat und die Stadtverordneten. Kommunalgarde stand Posten. Ordonnanzen sprengten ab und zu. Neu angekommene Züge von Freischärlern meldeten sich. Junge Leute stürzten mit Erlassen und Proklamationen heraus. Barrikadenmänner forderten Gutscheine für Proviant und Munition. Gefangenes Militär wurde unter Kolbenstößen eingebracht.

Unter den Gaffern, die, vor Kugeln vorsichtig gedeckt, die Biwakfeuer belagerten, fiel eine Gruppe älterer Bürger auf. Mit wahren Elendsmienen umstanden sie einen anderen, der gewaltig gestikulierte. Voll Erstaunen erkannte Schumann in ihm Wieck. Mit überschlagender Stimme erboste der sich gerade: „Laßt nur erst die Preußen kommen! Die werden die verdammte Bande hier schon zur Raison bringen. Mir ha'm sie meine Jagdflinte gemaust, einfach weggenommen, meine neue Jagdflinte, diese Straßenräuber!" Wozu der Chorus der Scheelgesichter lemurenhaft nickte.

Robert fiel die Szene schwer aufs Herz: Gehörte das zu dem Geist des Volkes, das sich befreite? Giftete er nicht auch hier schon, der Dämon, der alles Ungemeine verzerrte, alles Rauschende dämpfte, der jeden flammenlodernden Glauben um seiner Vermessenheit willen verriet?

Betroffen lenkte er den Schritt zurück, der Reitbahngasse zu. Die angstvolle Gebärde, mit der Klara ihn in die Gefahr entlassen, stieg einen Pulsschlag mahnend vor ihm empor. Er kämpfte sich durch die Brandung.

Da stieß ihn ein Rudel betrunkener Sensenmänner in eine Toreinfahrt. Hier wäre er beinahe über eine Bahre gefallen, auf die man eben einen wimmernden Knaben bettete, einen Kreuzschüler, wie sich herausstellte, der Proviant zugetragen. Eine verirrte Kugel hatte ihn dabei in die Seite getroffen.

„Na, aufpassen hier!" schrie ein schmutziges Weib. „Nich so faul 'rumstehen, feiner Herr! Packen Sie lieber mit an! In die Charité!"

Er griff sofort zu. Vorn trug einer in Hemdärmeln und Lederschürze. Der Verwundete stöhnte und wand sich: Krauses Haar über stubenblassem Gesicht und geröteten Lidern, weiße Hände mit frischen Spuren grober Arbeit, die in die Luft griffen.

Robert ging auf den Zehenspitzen, um alles Schüttern zu vermeiden. Jede Zuckung des Lei-

denden durchwühlte ihn, jeder Seufzer, der den schmalen blauen Lippen entfloh, riß ihn mitten entzwei. Die Augen, in die er von oben sah und die immer gläserner starrten, machten, daß ihm die Zähne aufeinanderschlugen. Der Vordermann trottete unbeirrt.

Wie sie das arme Opfer vor den Stufen des Krankenhauses niedersetzten, war es tot. Nur einen Blick hatte Robert auf das schmerzverzerrte Antlitz und die kleine Höhle des offenen Mundes geworfen, dann war er von dannen getaumelt, kaum seiner Sinne mächtig — — — — — — — — — — —

Larven starrten ihn an von links, von rechts, von oben, unten aus dem Chaos, Fratzen, die glasige Fischaugen verdrehten, denen roter Schaum vor blauen Lippen stand. Totenköpfe nickten ihm zu, klaffende, gezackte Fenster in der Stirn, Haarbüschel von geronnenem Blut zusammengedreht. Schädel sprangen umeinander. Kadaver schwangen gebleichte Knochen wie geisterhafte Trommelschlegel.

Gleich spanischen Wänden fielen Häuserfronten um. Das Pflaster ward von unten beulenhaft emporgehoben, spaltete sich und spie schwarzes Eingeweide der Erde aus. Rauchwolken, getigerte Riesenschlangen, wälzten sich krumm durch die Gassen, wanden sich an Türmen hinauf und an spitzen Giebeln herunter, während über sie hinweg große brennende Vögel schossen.

Dazu ward irrsinniger Lärm nach ihm geworfen

wie ein Lasso, mit dem ein maßloser Abenteurer auf die Jagd ging. Brunst, Not, Leidenschaft der ganzen Stadt, zusammengedrosselt in einem einzigen endlosen Schrei, der in Lüften hängenblieb. Kanonenton und ununterbrochenes Flintengeknatter, das sich wie Malmen und Knirschen eines fürchterlichen Hyänengebisses in den Leib des Lebens fraß. Beben des Erdbodens, dumpf, wie von geheimnisvoll hinwühlenden Lavaströmen entriegelt.

Und vor den Fratzen und eingeschlagenen Hirnschalen, die sich plötzlich zu Heerhaufen zusammenschlossen, ein einzelner Reiter auf falbem Geistergaul, ein Gerippe. Ohne Sattel saß er, fest in die Pferdeweichen geklammert, affenartig. Entfleischte Finger schwangen eine rote Fahne. Greller Schädel wackelte auf nackter Wirbelsäule. Gelbe Zähne bleckender Kiefer hielten den Mantel fest, der das hagere Schlüsselbein floh und entflattern wollte. Aus leeren Augenhöhlen giftete Licht, grün, grausig — — —

Dieser Reiter setzte sich in Trab. Dampf sprühte dem Roß aus den Nüstern. Sensen schwangen auf einmal die Heerhaufen, die dahinterdrein klapperten. Über allem die Fahne, die wie eine blutige Zunge lechzte.

Aber die Füße trugen den Fliehenden kaum. Seine Knie knickten unter ihm zusammen. Krallenfäuste schienen aus den Schleusen zu langen und ihn festzuhalten.

Er keuchte und riß sein Kamisol auf, daß die

Brust frei wurde. Er stürzte über Mensch und Tier und ruderte wie ein Schwimmer — — — — —

Erst spät am Abend blitzte erlösend vor ihm ein kleines gelbes Ding aus dem Chaos, eine messingene Türklinke, die er kannte. Er griff danach mit beiden Händen, ein Ertrinkender, der nach dem letzten Balken faßt. Er klammerte sich an ihr fest, er zog sich an ihr empor, er fühlte sich gerettet, zu — Hause —

Nach dem Erlebten war es Klara ein leichtes, Robert zu überreden, mit ihr und den beiden ältesten Mädchen zu Major Serres nach Maxen zu fahren. Die Köchin Mathilde sollte so bald wie möglich mit den anderen Kindern nachkommen. Die kranke Henriette müßte freilich dagelassen werden.

Als die vier, nur mit dem allernötigsten Gepäck versehen, nach der Mügelner Eisenbahn eilten, war gerade der Pöbel am Werk, die Fenster des Dragonerreithauses mit Steinen einzuwerfen. Sie sahen nichts, sie hörten es nur klirren. Wochenlang verloren sie dieses Klirren nicht aus dem Ohre.

* * *

Von Maxen aus über die Hügel hin, aus Fünfstundenferne, war das Unwesen der tobenden Stadt nicht minder aufwühlend. Sie gespensterte mit Flackerschein in der Nacht, mit dumpfem Grollen und Rauchsäulen am Tage. Erst stürmischer Regen, der das schöne Wetter ablöste, tilgte das schreckhafte Phantom.

Die guten Serres hatten das Haus schon voll Besuch, sie schufen aber achtsame Herberge auch für ihre letzten Gäste, die ihnen vor vielen teuer waren.

Klara machte sich bittere Vorwürfe, daß sie Henriette nicht zum Doktor gebracht und ihre Kleinsten der Köchin überlassen hatte. Als diese am nächsten und gar am übernächsten Tage nicht eintraf, fuhr sie mit der Tochter des Verwalters im Serreschen Wägelchen bis in die Vorstadt und wanderte tapfer zu Fuß nach der Reitbahngasse.

Spät am Abend kam sie zurück mit den vermummten Kleinen. Robert war ihnen im Regen weit entgegengegangen. Während er nun durch spritzenden Kot neben dem vollgestopften Gefährt herschritt und der Schein der Laterne zwischen den Beinen des Gaules wunderliche Spiele trieb, schüttete Klara die Fülle der ungeheuerlichen Neuigkeiten aus: Henriette hatte sie noch kränker angetroffen, weshalb auch die Köchin nicht von ihr fortgegangen war. Blatterngefahr! hatte der endlich aufgefundene Doktor gesagt — alle Ärzte waren ja am Blutstillen, Verbinden, Operieren gewesen —, so hatte sie die Kinder denn nun mit. Sie schliefen schon seit einer Stunde im Wagen ungeachtet des Gerumpels. — Ach, und die Stadt: Die Preußen waren wirklich gekommen, zehn Regimenter, sagten die Leute; und da war's auf einmal noch viel bösartiger zugegangen. Eine Barrikade nach der andern hatten sie gestürmt. Aber auch die Aufständi-

schen hatten nun nicht mehr gefackelt. Da war vor allen ein russischer Revolutionär gewesen, Bakunin oder so ähnlich geheißen, ein Bekannter übrigens vom Kapellmeister Wagner, der hatte zuletzt alles kommandiert und auf den Kopf gestellt. Das alte Opernhaus war dabei mit niedergebrannt, ja, das alte Opernhaus und schöne große Häuser auf der Zwingerstraße und der Brüdergasse! Und in der Schuhmachergasse standen richtige Bluttümpel! Und im „Goldnen Hirsch" hatten die Soldaten sechsundzwanzig Studenten erschossen, o Gott, sechsundzwanzig Studenten, einen nach dem andern an die Wand gestellt. Und die Provisorische Regierung? Ja, die war über alle Berge mit dem größten Haufen der Sensenmänner, nach Freiberg zu. Es waren auch schließlich gar keine Zuzüge mehr gekommen vom Lande. Der Kreisamtmann Heubner war der letzte gewesen, der ausgerissen. — Aber daheim war alles in Ordnung gewesen, Gott sei Dank, keine Scheibe zerbrochen, alles in Ordnung, nur an dem Fenster, wo das Schreibpult lehnte, war ein Stück Kalk abgebröckelt durch eine Kugel. — Und hier blitzten ja die Lichter von Maxen, gottlob! —

In den nächsten Tagen hinkten noch schier unglaubliche Berichte nach: Heubner und der Russe Bakunin waren gefangen, Semper und Wagner wegen Teilnahme an der Revolution unter Anklage gestellt, fünfhundert Kämpfer bei schärfster Be-

wachung in der Frauenkirche eingesperrt. Die Bewegung draußen im Lande war erstickt, die Sache des Volkes verspielt und verloren. Die Geier hatten's den Adlern schließlich doch abgewonnen! — Das höchstens mochte als Trost gelten: Wagner und Semper glücklich über die Grenze, jawohl! Aber sonst alles Hoffnungsvolle versunken, versunken in Grau wie diese Regentage!

Jedoch die Regentage gingen dahin. Glimmende Funken streute die Maisonne wieder über das Feld. Neuer Mut schwang sich auf in endlos blauen Himmel. Und während sich draußen die Leidenschaft der Welt allmählich ruhmlos zusammenringelte, brach in Schumann die Erregung nun erst recht hervor. Als habe er sich's zur Aufgabe erkoren, die Banner vielträchtiger Ideen dennoch zum Siege zu führen, machte er nun sein Inneres zu einem Schauplatz klirrender Straßenkämpfe und tönenden Aneinanderpralls zeugender Kräfte.

Das erste, was aus ihm emporrauschte, war Sturmschritt, umgesetzt in Klang. Er blies kleinen Notenköpfen Zorn, Rache und lüsternen Heldenmut ein, er bewaffnete Viertel, Achtel, Sechzehntel mit Lanzen und flatternden Dragonerfähnchen und trieb sie zu federnden Attacken, er jagte triumphierenden Rhythmus und unwiderstehliche Massenbewegung auf den fünfzeiligen Heerstraßen seines Papiers hin und schrieb darüber: Barrikadenmärsche.

Dann verbrüderte er die Marschkolonnen der frei=

willigen Freiheitsstreiter, der Turner, Studenten, Bergleute, Fabrikarbeiter trotz ihrer glücklosen Heimkehr von den Schanzen dunkelchörig in dem Schwertspruch, der für morgen und übermorgen gelten sollte: Pulver ist schwarz, Blut ist rot, golden leuchtet die Flamme!

Hierauf wirkte er die hunderttönige, in krampfhafte Farbenwollust zersetzte Symphonie der entfesselten Gewalten, die sich um seinen stockenden Puls geschwungen, in einen schimmernden Notenteppich: Es entstanden Jagdlieder für Hörner, Romanzen für Oboe und Klavier, Gesänge mit Harfenbegleitung, Phantasiestücke für Klarinette, Balladen für gemischten Chor, Terzette für Frauenstimmen, Variationen für zwei Flügel, kunterbunte Kinderlieder.

Nicht alles brachte er mehr in Maxen zu Papier. Wenn ihn auch diesmal, da sie in einem anderen Teil des Landgutes beherbergt waren, nicht wie vor Jahren das weitherblinkende Irrenhaus geängstigt hatte, zogen sie doch, schon des Schulbesuchs der älteren Mädchen wegen, bald in die Stadt zurück.

Die lag wie ein ausgebrannter Krater. Um Aschenreste und Trümmerstätten wilderte beizender Gestank. Die Leute aber waren zurückgesunken in den Trott des Alltags; sie klagten wohl noch über gehabte Unbequemlichkeiten, fanden sich jedoch befremdlich schnell in den Zustand der Unbefreitheit

zurück, höchstens, daß die Lasten der preußischen Einquartierung einen neuen kleinen Unmut zusammenbrauten, höchstens, daß der hinter dem ausgerissenen Kapellmeister Wagner erlassene Steckbrief ihre geschwätzige Teilnahme erregte.

Dieser Steckbrief klebte an mehreren Straßenecken, hier und da gerade über den regenverwaschenen Zetteln, die das sächsische Militär gegen fremde Truppen hatten entflammen sollen und die Wagner mit ausgetragen hatte. Er lautete:

> Der unten näher bezeichnete Königliche Kapellmeister Richard Wagner von hier ist wegen wesentlicher Teilnahme an der in hiesiger Stadt stattgefundenen aufrührerischen Bewegung zur Untersuchung zu ziehen, zur Zeit aber nicht zu erlangen gewesen. Es werden daher alle Polizeibehörden auf denselben aufmerksam gemacht und ersucht, ihn im Betretungsfalle zu verhaften und davon uns schleunigst Nachricht zu erteilen.
>
> Wagner ist 37 bis 38 Jahre alt, mittlerer Statur, hat braunes Haar und trägt eine Brille.

Dresden, den 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation.

Robert und Klara lasen den Wisch mit gemischten Gefühlen. Dabei hatten sie beide zu gleicher Zeit die merkwürdig bestimmte Empfindung, als ob hinter ihnen der besagte Herr von mittlerer Statur und braunem Haar ausgelassen grinse und höhnische

Grimassen schnitte, die auch ihnen beiden mitgelten sollten.

* *
*

Innerhalb seiner vier Wände, so nahe wieder dieser jüngsten Katastrophe des Menschenwillens, läuterten sich Schumann die Fratzen, mit denen das Leben sich selber genarrt hatte, zu höherer Einsicht. Er begriff, daß das alles nur ein Zwischenfall, nur ein Sprossenwechsel auf der ewigen Leiter der Entwicklung gewesen im faustischen Ringen der Erdgeborenen. Als gigantischer Faust reckte sich die Menschheit vor ihm auf, als jener unenttäuschbar sich um besseres Glück Bemühende, der endlich, endlich um seines unersättlichen Wollens willen Erlösung finden konnte. Er ließ Goethes Faust-Gedicht durch sein gesteigertes Wesen stürmen und wagte, was noch keiner vor ihm gewagt hatte: er lieh den Gesichten des hohen Dichters die Weltsprache der Musik.

Mit dem Ende des Zweiten Teils begann er: Himmel und Erde machte er tönend ineinander verschweben. Die verklärte Ekstase der Anachoreten und himmlischen Knaben, der Büßerinnen und Engelchöre verbrämte er mit Melodie. Als seligste aller Tonleitern stieg es durch ihn empor, das troströschende: „Wer immer strebend sich bemüht —.“ Und wahrlich, über berücktem Geflimmer von Geigensaiten ward das Jenseitige glaubhaft: Faust als

Doktor Marianus, Gretchen als Una Poenitentium konnten erscheinen, die Gottesmutter konnte mit goldnen Füßen über die Wolken gehn. Das Erdenferne des Mirakels ward auf einmal Begebenheit, mit Sinnen zu greifen. Dann trat der Komponist zurück in Fausts irdischen Wandelgang und schob dem aufgerissenen Paradiese ein paar silberne Treppen vor. Er schlenderte mit dem denkwürdigen Liebespaar durch den Garten. Grenzenlose Wehmut stöhnten seine Bratschen vor der Mater dolorosa mit der Sünderin. Als böser Geist dröhnte er im Orgelecho des Doms. — Zuletzt ließ er den erneuerten Faust im schmetternden Trompetenglanz der Morgensonne stehn und berauschte sich mit ihm an dem Siegesliede: „Alles kann der Edle leisten, der versteht und rasch ergreift!“ —

Als Klara zum sechsten Male in mütterlichen Wehen seufzte, konnte der Gatte sie trösten mit dem Gesang der „seligen Knaben“. Als Goethes hundertster Geburtstag herannahte, konnte er ihn durch Aufführung von „Fausts Verklärung“ festlich begehen helfen, wobei er über seine beiden Vereine einen beflügelten Taktstock schwang. Sein Erfolg hierbei als Dirigent erfüllte ihn mit besonderer Genugtuung. Führte das ja seiner Hoffnung neue Nahrung zu, doch noch einmal, vielleicht in Leipzig an Mendelssohns verwaistem Pult, vielleicht in Dresden in einem dem Wagners ähnlichen Amte stehen zu dürfen.

So wuchs er mit wucherndem Planen und atemversetzender Tatentfaltung fast über sich selbst hinaus. Kein Versagen der Kraft in dieser Zeit, keine Hemmung durch die rätselhaft gekreuzten Säfte seines Blutes. Ein Mann über schäumendem Gischt unter hundert geblähten Segeln, ein Mann auf dem Mittagsgipfel!

Und Klara stand mit bewundernden Augen am Strande, am Fuße des Grates. Und wenn frauliche Sorge sie beschattete, es könnte doch vielleicht ein Leck im Schiff, ein Bruch im Berge sein, und sie ihn bat, er möge sich nicht überanstrengen, lachte er: „Jedes Werk frißt seinen Meister!“ um nach einer Weile, sich tiefbesinnend, leise hinzuzusetzen: „Es ist nun mal so: 's muß einer sich wie jener sagenhafte Pelikan selber die Brust aufreißen, wenn er was Großes leisten will.“ Und aber nach einer Weile stammelte der Dichter in ihm ein Letztes, bloß noch ihm selber vernehmbar: „Nur dem, der mit eignem Herzblut düngt, rauschen die ewigen Ähren.“

Die Turmfalken des Geistes, die Sturmsegler und Fittichschwinger umbrausten das Haus des Klingenden. In langen Reihen saßen sie auf den Firsten und dehnten Fänge und Flügel; einzeln, zu dreien, vieren, dann wieder in Schwärmen und klafternden Geschwadern warfen sie sich in die Lüfte. Blitzende Bogen schwenkten sie ins Grenzenlose, um sieghaft rauschend heimzukehren. Freilich, die Philister hörten nur Gekreisch bei Tag und Nacht. Auch sahen sie,

wie fremdartig geflügelte Unwesen das Dach beschmutzten. Da graulten sie sich. —

Der Wolkenbruch der Zeit hatte des Schaffenden geheime Quellen getränkt. Der Weltgeist hatte ihn zur Harfe erkoren im grenzenlosen Orchester und überschwängliche Akkorde über ihn hingejagt. Der Krampf der Tage hatte sich in seiner Musik besänftigt und verklärt zu einem Lächeln des Höchsten. So war es kein Zufall, daß er sich in einem Gedichtbuch den Vers anstrich, den er dann zu einem doppelten Männerchor ausgestaltete:

„Verzweifelt nicht im Schmerzenstal,
Wo manches Wasser rinnt aus Qual:
Oft braust der Sturm. Und hinter ihm
Ein Lauschen Gottes allzumal —."

* *
*

Das Atemholen Gottes hinter dem Sturm, das Lauschen des Schöpfers hinter seinem Werke!

Die „Genoveva" mußte ausprobiert werden vor der Welt. Das Leipziger Theater hatte sich bereiterklärt, die Oper einzustudieren. In den ersten Monaten des neuen Jahres sollte die Aufführung stattfinden. Als es soweit war, wurde sie Meyerbeers neustem bombastischem Opus, dem „Propheten", zuliebe bis hinter die Messe verschoben.

Das bedeutete eine arge Enttäuschung und den Ausfall einer sicher erhofften Einnahme zugleich. Eine widerwillige Konzertreise nach Norddeutsch-

land mußte den Verlust ausgleichen. Sie brachte außer reichlichem Ertrag an Münzen ein unvergeßliches Wiedersehen mit Jenny Lind. Es war wirklich, als habe Sankta Cäcilia in ihr einen ihrer paradiesischen Singvögel auf die Erde gesandt, eines treuen Jüngers Meinung durchzusetzen. Diese Jenny war wirklich wie jener Josef Joachim ein Bote aus einer schöneren Welt!

Auf der Heimreise besuchten sie in Berlin Mutter Bargiel, um sie zur „Genoveva" nach Leipzig zu laden. Zwei Kränze legten sie nieder an Mendelssohns Familiengruft, die von Narzissen wie von Golde strotzte. —

Endlich stand die Aufführung vor der Tür. Robert leitete selber die letzten Proben. Gleich Marianne Bargiel eilten viel auswärtige Freunde herbei, das erste große dramatische Werk des Davidsbündlers mit aus der Taufe zu heben. Die Leipziger Musikgrößen Gade, Hauptmann, Moscheles erschienen bereits in der Generalprobe. Ganz Firlenz war voll Spannung.

Es war denn auch ein schöner Erfolg. Schon die Ouvertüre riß mit fort. Die ersten beiden Akte verliefen prächtig. Die Sänger gaben sich alle erdenkliche Mühe. Im dritten Akt freilich geschah das Unheil, daß Golo den erlogenen Brief vergaß, drin dem Pfalzgrafen die angebliche Untreue seines Weibes berichtet ward. Beide Schauspieler rannten verzweiflungsvoll umher; die nicht unwichtige Szene

ging verloren. Leider übertrug sich die Verwirrung auf den letzten Akt; im Ganzen klaffte ein Bruch, der nicht mehr zu verwischen war.

Trotzdem klatschte Firlenz am Schluß voll Begeisterung. Sänger und Tondichter mußten sich immer von neuem zeigen. Ein Lorbeerkranz pfiff durch die Luft. Genoveva setzte ihn dem Komponisten auf. Unvergeßlich blieb für die Nahesitzenden das Lächeln, mit dem der den Kranz empfing, unvergeßlich die rührende Hilflosigkeit seiner linkischen Verbeugungen, mit denen er dankte.

Als ihm dann Freunde und Bekannte die Hand drückten, tauchte plötzlich auch Ferdinand Hiller auf. Eine zufällige Reise hatte ihn nach Leipzig geführt, und so war er zur „Genoveva" gekommen. Seine Glückwünsche klangen nicht sehr aufrichtig; etwas aber, was er noch sagte, machte aufhorchen: Man habe ihn für den ersten Oktober zum städtischen Musikdirektor von Köln gewählt; ob Schumann nicht Lust verspüre, seine freigewordene Stelle in Düsseldorf einzunehmen; ihm, Hiller, läge dran, daß das Amt in beste Hände käme. Robert nickte: die Sache könnte erwogen werden. Zwar hätte Mendelssohn nicht allzuviel Lobenswertes vom Düsseldorfer Musikleben berichtet, damals, als er vom Rhein nach Leipzig kam, indessen —

Andre Gratulanten drängten sich zwischen sie, unter ihnen die Madam Veronika, die es sich nicht hatte nehmen lassen, die Oper ihres ehemaligen

Mietherrn zu begutachten, und nicht etwa von der dritten Galerie, sondern aus dem Parkett, wo der Platz zwanzig Neugroschen kostete.

„Nee, Herr Dokter, so e scheenes Stück!" begeisterte sie sich, nachdem sie sich nach ihrem Patenkindchen erkundigt hatte, „und das arme junge Weib! Bloß der Schandkerl, der Golo, der müßte nich so mit'm blauen Auge wegkommen; nee, nee, Herr Dokter, den hätten Sie soll'n richtig frikassieren lassen, den Erzlumpen, den! — Na, machen Sie bald wieder so e hübsches Stück; auf de alte Veronika können Sie rechnen; ich hab' geklatscht, daß mir jetzt noch de Finger wehtun, jawohl. Na, dann auf Wiedersehn! Ach, und hier is ja auch unsre liebe Frau Klara! — —"

Mutter Bargiel sagte im Quartier zu ihrer Tochter: „Das war Musik, die so brav und gut ist wie dein Mann, Liebe, so edel, jawohl, edel, da liegt's! Aber ich kann mir nicht helfen: Daß der Pfalzgraf dem Golo und der Hexe so schnell glaubt! Und überhaupt: diese Hexe!"

Klara war gekränkt: „Aber Mutter, so fand er's doch in seinen Quellen. Und auf der Bühne muß doch alles zusammengedrängt werden!"

„So, na ja, ihr müßt's ja besser wissen. — Die Hauptsache ist ja die Musik, und die hat ihm Gott gesegnet!" —

Die Musikzeitungen wußten nicht recht, was sie orakeln sollten. Auch sie bemängelten in erster Hin-

sicht den Text. Daß die dämonische Margaretha die treibende Kraft in Golos Handeln sei, schien ihnen ein Generalunglück, ebenso, daß Golos verleumderische Beschuldigungen das reine Bild Genovevens so schnell verdunkelten. Sogar die „Neue Musik-Zeitung“, die vom guten Lorenz an den Doktor Franz Brendel übergegangen war, wußte verschiedenes auszusetzen; sie hatte jedoch wenigstens den Mut zu bezeugen, daß es sich hier um ein bedeutendes Stück Musik handle, die in die Zukunft weise. Am meisten versagten die Mendelssohnianer; sie lohnten Schumann sein bedingungsloses Freundgefühl für ihren Meister schlecht; eisiges Schweigen bewahrten sie vor dem neuen Werke; es deuchte sie ein Kronraub an ihrem Halbgott, der sich zeit seines Lebens vergeblich um eine deutsche Oper bemüht hatte. —

Als Schumann inneward, daß das höchste Ziel vor seiner ausgestreckten Hand zurückgewichen war, brach in ihm der Bogen der angespannten Kräfte. Die Sturmvögel des Geistes ließen sich ruckweise mit ermatteten Schwingen nieder. Wie ein gekenterter Schiffer kauerte er, trotz Klaras Beschwichtigungen, und starrte durch gelähmte Finger aufs Meer.

An Hiller schrieb er, er solle ihm Genaueres über Düsseldorf und das musikalische Leben dort berichten. Er selber las nach über die Stadt Heinrich Heines und fand, daß sie dreißigtausend Seelen, an die zwanzig Kirchen und Kapellen, drei Nonnen-

klöster und ein Haus für Geisteskranke umschließe. Das letztere gefiel ihm nicht. Aber er zog doch schon heimlich kaum ausgezweigte Wurzeln aus der sächsischen Erde, und Klara tat das gleiche. Denn nachdem bei dem zwiespältigen Erfolg der „Genoveva“ die Hoffnung auf Mendelssohns Amt endgültig zerschellt war, erwiesen sich auch alle Dresdner Aussichten als trügerisch.

Hatte die Residenz ohnehin niemals getan, als wenn der Komponist Robert Schumann vorhanden wäre, gefiel sie sich neuerdings in offensichtlichen Kränkungen: Die Oper lehnte die „Genoveva“ ab. Der Intendant verwarf das Gesuch um freien Eintritt ins Theater, der fast allen Künstlern bewilligt wurde. Der Stadtrat gab die Frauenkirche zu einem Gedächtniskonzert für den gestorbenen Chopin nicht frei. Kein Mensch dachte daran, ihm Wagners Stelle oder eine ähnliche anzubieten; nicht einmal Carus, der doch beim König aus und ein ging, hatte ein Wort der Fürsprache für ihn gehabt.

Es überkam ihn eine Stimmung, in der die ewigen Quartsextakkorde des Männergesangs seiner Liedertafel ihn anwiderten und der schlechte Besuch der Chorvereinsproben — Sopran und Tenor schwärmten auf der Vogelwiese — schrillen Anlaß bot, den Dirigentenstock wegzuwerfen.

In diese Tage brach wie Blitz aus hellem Himmel die Nachricht, Bruder Karl in Schneeberg sei

einem Schlaganfall jählings erlegen. Der letzte Bruder! So sank denn alles, was Schumann hieß, frühwelk und v o r der Ernte ins Grab. So barg sich der Hort der Familie jetzt nur noch bei ihm und seinen Kindern. Ein Verhängnis, das unkündbar von den Ahnen her zu walten schien, zielte nun nach ihm als nach dem letzten Opfer! Und nichts hielt ihn somit mehr in der Heimat!

Da schrieb er nach Düsseldorf, er werde kommen.

* *
*

Spät in der Nacht.

Das Schumannsche Haus schlief bis auf den Hausherrn, der bei einer Petroleumlampe über Konzepten und Partituren saß.

Von seiner Faustmusik fehlten ihm, dem ursprünglichen Plan zufolge, noch zwei Szenen. Als er die übrigen schuf, hatte er sein Inneres nicht zu ihrer Gestaltung zwingen können; dem sonnenfrohen Rausche seines Mutes waren sie damals scheu ausgewichen, wie Nachtgevögel den blendenden Mittag meidet. Heute und schon die Nächte vorher war eine Schattenstimmung in ihm mächtig, die dem Vorwurfe seines großen Textes beziehungsvoll entgegenkam.

So hatte er denn den kaum zu ermattenden Erd- und Himmelstürmer, den noch immer tatenlüsternen, dem Tode überantwortet, so hatte er denn den unersättlichen Faust zu Grabe gebracht. Mephistos

schadenfroher Siegesruf war über verhaltenen Posaunen und Paukenwirbeln grell aufgeklungen. Unter höhnischem Flötengekicher hatten die Lemuren geschaufelt. Noch einmal war mit Hörnern und Klarinetten und dem wonnevollen Aufwand aller Violinenlust das Gotteswunder des Lebens gepriesen worden, dann hatte eine atemversetzende Generalpause Faust in die Gruft gebettet. Auf einer geisterhaften Stiege dumpfer Triolen verlor er sich in das Nichts.

Nun war nur noch eine einzige, oft übersprungene, immer aufgeschobene Szene zu schreiben; dann stand das hochgesinnte Werk gültig da.

Schumann hockte geduckt, ein altes Fransentuch seiner Frau um die Schultern geschlagen. Schon fing der Herbst an, die Stuben auszukühlen; heimlich fing er's an, in der Nacht, wenn er glaubte, daß es niemand gewahr ward.

Nur das Ticken der Uhr fiel in die kühle Stille. Fern vom Lichtbereich der Arbeitslampe lag auf der Diele ein Geviert Mondschein wie eine Fläche Schnee. Das Kreuz des Fensters zeichnete sich scharf auf ihm ab.

Der Schaffende grübelte über diese kleine, fast ein wenig gespenstische Landschaft hin, die Stirn verquält, die Lippen verkniffen, im starren Blick die schonungslose Herausforderung an die Erscheinungen jener Welt, von der die Geister leben.

Noch war alles wesenlos, ungreifbar, schemen-

haft um ihn, und Violen huschten bleich in H-Moll wie Seelen Ungeborener. Da aber raschelte etwas in perlengrauem Tremolo, da murmelte in die pizzicati des Violoncells eine blutleere Stimme: „Ich heiße der Mangel.“ Eine zweite, hoffnungslos verschwistert, röchelte hinterdrein: „Ich heiße die Schuld.“ „Ich heiße die Sorge“, zirpte eine dritte. Das unselige Quartett war beisammen, als die vierte gewispert hatte: „Ich heiße die Not.“

Und indem sie den Schaffenden streiften, daß die Kühle noch schauernder ward und er das Fransentuch noch fester um seine Achseln schnürte, entglitten sie auch schon wieder auf spukhaften Sohlen! Nur eine blieb.

„Ist jemand hier?“ mußte er fragen, und die Frage jagte ihm Entsetzen über den Rücken, daß er zu zittern begann.

„Ja“, sagte die Sorge.

Es schlug Mitternacht — — — — — — —

Als er sein Lager aufsuchte, griff schmutzig sikkerndes Morgenlicht seinem Lämpchen grinsend nach der Gurgel. Er tastete sich, eine Schlottergestalt, an der Zimmerwand hin.

Als sei sein Inneres zu einer Eishöhle erstarrt, als habe ihm ein Unhold das Mark aus den Gliedern gesogen, so war ihm.

Er setzte langsam Fuß vor Fuß; ein wütender Schmerz, der zugleich lähmte und anstachelte, fraß sich an ihm empor. Wie Klumpen seine Beine. Im

Innern seines Hirnes jedoch, nach dem Nacken zu, brodelte es wie aus einem Kessel voll Gift.

Und tief hinter seinen Lidern, auf der Traumseite seiner gemarterten Netzhaut schritten vier graue Weiber einen hinterlistigen Hexentanz. „Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen“, hüstelten sie wohlgefällig und ergingen sich in irrsinnigen Figuren — — — — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Schumann nahm Abschied von jenem Dresden, das seine Seele liebte, von dem stillen Forsthaus im Plauenschen Grund, das so oft das Ziel seiner einsamen Spaziergänge gewesen war, von den Anachoreten und Büßerinnen, die über dem Sims der katholischen Hofkirche wie in Faustens Himmel schwebten, vom Großen Garten. Hier war es besonders eine Stelle, von der er sich mit Wehmut trennte: Hinter dem Palaisteich stand, an eine Riesenvase Corradinis gelehnt, eine marmorne Psyche; zurückgelehnt stand sie mit hohlem Rücken in wollüstiger Sehnsucht und unnahbarer Keuschheit, und in der Schwellung des jungen Busens, den sie in das Spiel der Lüfte hob, rann die Melodie der ewigen Schönheit hin. Unsägliche Musik hatte er von da hinweggelauscht im treuen Schritt allabendlicher Pilgerzüge, Klänge, die jenseit aller Instrumente waren und jenseit aller Notenschrift.

Melancholie umscholl seinen scheidenden Fuß, dran

der Fall erster welker Blätter rührte, Melancholie, in Weisen verströmend, die er zu todestraurigen Liedern Nikolaus Lenaus erfand.

Der Abschied von den wenigen näheren Freunden wurde ihm leichter. Lebendige Gemeinschaft hatte ihn weder mit Reinick noch mit den Bildhauern verbunden; es war immer bei freundlicher Wechselwirkung warmer Wertschätzung geblieben. Höchstens Bendemanns würden zuweilen fehlen, besorgte er. Sie waren es auch, denen Anzeichen eines nahen Verlustes in guten Augen standen.

Im Belvedere auf der Eckbastion der Brühlschen Terrasse, hoch über der Elbe, gaben die Zurückbleibenden den Scheidenden ein abendliches Fest.

Robert Reinick hielt eine kleine Rede in seiner sanften Art. „Künstler", sagte er, „sind wie Laternenmänner. Sie wandeln durch die Nacht und zünden links und rechts Lichter an, auf daß es hell werde in den Straßen. Und die Lichter, die zu seiten ihres Weges aufblitzen, gehören nicht ihnen, sondern allen. Aber die Strahlenspur ihres Wandelns, die ist so schön! So werden wir Sie nicht verlieren können, Freunde, so fernhin Sie auch von uns eilen wollen. Die Melodien, die Sie, lieber Schumann, in beneidenswerter Fülle und Ursprünglichkeit an uns verschwendet, die zauberischen Klänge, die in unvergleichlicher Meisterschaft Sie, verehrte Frau Clarissima, uns vermittelt haben, die werden unser Schatz und Besitz bleiben, wenn Sie nicht

mehr liebenswürdig-menschlich dieses sogenannte Elb-Florenz und seine armselige Kleinbürgerlichkeit bereichern werden. Und mit der unverlöschlichen Erinnerung an Sie, mit der Strahlenspur Ihres Wandelns werden wir uns trösten müssen. Lassen Sie mich dies Glas erheben und leeren auf Ihr Wohlergehn!"

Darauf wob Klara für sich und den tiefversponnenen Schweiger an ihrer Seite am Klavier eine Antwortrede aus Dur und Moll, die so innig wie lichtvoll war. Schließlich sang ein junges Mädchen aus ihrem Kreise die neusten Schumannschen Lieder, die Lenaulieder.

„Dieser Lenau," nickte Frau Bendemann dem Professor Rietschel zu, der nach langer Krankheit zum erstenmal wieder unter Menschen gegangen war um dieses Abschieds willen, „dieser Lenau, der wußte Bescheid um die bittre Hefe im letzten Becher."

„Was? Lenau?" fragte Hähnel und rückte in seiner ganzen rüstigen Breite hart an den Tisch, „ist das derselbe, der vor ein paar Tagen in einer Irrenanstalt bei Wien gestorben ist? Im Wiener Korrespondenzblatt, das ich halte, hat's gestanden. Von Strehlenau hieß er eigentlich und war Schriftsteller —?"

Alle blickten ihn entgeistert an.

Ein Wehen wie aus einer Kellertür strich über ihre Scheitel.

Schauergeschüttelt stand Robert auf und trat

hinaus in die Nacht. Mit beiden Händen hielt er sich am Geländer, hinter dem die Bastion nach dem Wasser zu todessteil abfiel: Rauschen, Rauschen zu seinen Füßen!

Wie ein unaufhaltsames Schicksal wälzte sich unter ihm der Strom — — — — — — — —

4

Der Ton von Drüben



Auf dem Düsseldorfer Bahnhof standen einige Herren in Frack und Zylinder. Es waren Abgeordnete der Stadt sowie Komiteemitglieder des Allgemeinen Musikvereins, die ihren neuen, vielgepriesenen Musikdirektor und Konzertdirigenten samt seiner fast noch berühmteren Gattin erwarteten. Die Zugluft, die septemberlich über die Schienen wehte, tat ihrer guten Laune keinen Abbruch. Sie bedienten einander mit Schnupftabaksdosen und kölnischen Witzen.

Besonders der Beigeordnete Wortmann, der den Bürgermeister vertrat, konnte sich hierbei gar nicht genug tun. Seine fette Stimme kollerte unaufhörlich über den Bahnsteig, vom Wartesaal und dem Lokomotivenschuppen zurückgeworfen; sein dicker Kopf, der ohne einen rechten Hals tief zwischen den Schultern saß, schnellte ruckweise hin und her.

Jetzt nahm er sich den Notar Euler vor, einen kleinen, quecksilbrigen Herrn mit einer fröhlichen Weinnase: „Hören Sie, Euler, wird der Doktor Schumann auch in unsern Streifen passen? Einen Spaß muß er vertragen können und einen rheinischen Puff, sonst ist's Essig. Und kann er denn überhaupt was? He?“

Der kleine Notar, ein stadtbekannter Musikenthusiast, hob Augenbrauen und Zeigefinger: „Oho, lieber Wortmann, was denken Sie? Dieser Robert Schumann ist ein exquisiter Komponist und ein Antiphilister, er hat Sachen geschrieben, musikalische und kritische, sapristi, die reinen Husarenattacken, und voll Gelächter —"

„Na schön!" sagte Wortmann und schob den steifen Hut zurecht, den ihm sein hoher Rücken ständig in die Stirn drückte, „da kommt übrigens der Ferdinand Hiller, der muß es ja auch wissen, der hat ihn ja empfohlen!"

Hiller ruderte mit fliegenden Rockschößen heran; denn in der Ferne meldete sich bereits der Zug: „Guten Abend, meine Herren; 's ist ein bißchen spät geworden bei mir; aber wenn man mal hüben ist in Ihrem famosen Düsseldorf, will man's doch ordentlich auskosten. War im ‚Goldnen Rebstock', na, Sie wissen schon. Bin mit dem Mittagszug von Köln gekommen." Er schnappte nach Luft und fuhr mit zwei Fingern zwischen Hals und Hemdkragen hin.

Die Versammelten begrüßten ihren ehemaligen Stadtmusikdirektor mit lärmendem Händeschütteln. Der gewandte Frankfurter Bankierssohn hatte es schnell verstanden, sich den Lebensgewohnheiten hierzulande anzupassen und einzuwilligen in den behenden und immer scherzbereiten Umgangston. „Hallo, Kollege Tausch," rief er, „haben Sie die Begrüßungs-

hymnen schon tapfer eingepaukt? Jetzt werden wir unsern Maëstro gleich geliefert kriegen benebst illustrer Frau Gemahlin!"

Der Angeredete, seit Jahren beliebter Klavierlehrer und Gesangsvereinsleiter des Orts, hatte Hiller bisher vertreten. Er nickte ein wenig säuerlich, während sich sein scharfer Blick voll lauernder Spannung auf den Eisenbahnzug richtete, der eben keuchend und schnaubend einfuhr.

Hiller hatte Klaras umschleiertes Reisehütchen kaum erspäht, als er die Empfangskohorte mit Siegermiene an den Wagen führte.

„Willkommen an Rhein und Düssel zum Heil der Kunst!" begrüßte er die ihn vertrauensvoll Anlächelnde, indem er ihr beim Aussteigen half.

Sie wandte sich sofort zu Robert. Kurzsichtig, wie der war, fand er nicht gleich das Steigbrett. Als er endlich neben ihr stand, konnte Hiller vorzustellen beginnen.

Wortmann ließ ihn jedoch nicht damit fertig werden. Er schob sich dicht vor die Ankömmlinge, rückte den Kopf zurecht und begann mit seiner fetten Stimme: „In Behinderung des Herrn Bürgermeisters habe ich als Beigeordneter der Stadt Düsseldorf die Ehre, Sie, verehrter Herr Doktor, wie auch Sie, gnädigste Dame, zu begrüßen. Wir, der Rat und das Komitee, in dessen Namen zu sprechen ich mir gleich mit die Freiheit nehme, sind gern auf den Vorschlag des Herrn Musikdirektor Hiller ein=

gegangen, Sie um Übernahme des Amtes zu ersuchen, das er bisher innehatte. Von Ihrer Zusage haben wir mit Genugtuung Kenntnis genommen. Wissen wir doch, was wir mit Ihnen unsrer Stadt gewinnen und was wir Ihrem schöpferischen Genius schuldig sind! Daß nun auch Sie mit dem neuen Amte eine Menge Pflichten übernehmen, dürfte Ihnen nicht unbekannt sein. Sie müssen zuallererst Sorge tragen —" Und so plätscherte das eine Weile fort.

Die Deputation stand mit gezogenen Hüten verlegen um den unbekümmerten Redner. Noch verlegener schien Robert. Klara zog ihren Reiseschal beklommen um die Schultern.

Auch die Magd, den Kleinsten auf dem Arm, und die übrigen Kinder waren inzwischen aus dem Wagen geklettert.

Da erbarmte sich der Doktor Hasenclever der Lage: „Die Dame und die Kleinen könnten sich erkälten, lieber Wortmann. Lassen Sie uns weitergehn. Alles Nähere läßt sich doch bei andrer Gelegenheit besprechen!"

Erbost über die Einmischung, schlug sich der kleine Mann den Zylinder auf den Schädel und drehte bei. Fortan verschoß er nur noch giftige Seitenblicke.

Hasenclever bot Klara den Arm. Er hatte etwas Väterliches, der lange Hagere mit dem gepflegten Doppelbart. Hiller bestürmte die ermüdete Frau sofort mit hundert Fragen nach ehemaligen Dresdner Bekannten. Tausch machte sich an Robert heran und

bat um die Gunst, den Koffer tragen zu dürfen. Die übrigen folgten der Magd und den trippelnden Kindern.

„Er ist so stumm," flüsterte der eine der Maler mit einer Kopfbewegung nach Schumann hin, „die Reise scheint ihn angegriffen zu haben."

„Gewiß," brummte sein Nachbar, „er muß sich erst ausruhen und eingewöhnen. Und so ein Maul wie der Wortmann hat nicht jeder!"

„Und wieviel bringt er denn Absenker mit?" belustigte sich der dritte. „Drei, vier und eins auf dem Arm der Domestike. Das nenn' ich Bevölkerungszuwachs, der Tausend! Na, wenn sie nur düsseldorfisch lachen lernen, die Ströppcher, dann ist das mal gut!" —

Nachdem im Gasthof die junge Reisegesellschaft zu Bett gebracht und auch der kleine Ferdinand von der Magd beschwichtigt worden war, zog Robert Klara an das Fenster, das fast bis zur Diele reichte. Hinter roten Dächern und schmalen Häuserchen, die im Abendnebel versanken, wogte viel Grünes im Ungewissen.

„Warum soll es uns nicht gelingen, hier ein warmes Nest zu bau'n, Liebste? Denk doch, wie idyllisch das alles in der schrägen Sonne lag, als uns der Zug näher brachte!"

„Ach, aber die Menschen sind so anders!" flüsterte sie mit furchtsamer Stimme.

Ehe er etwas entgegnen konnte, drang plötzlich

von unten festliche Musik. Tapp—tapp, tapp—tapp, tapp—tapp! Die Don-Juan-Ouvertüre, mit der die Kapelle ihren neuen Dirigenten begrüßte! Die Streicher und Bläser gingen wacker ins Zeug. Es klang nicht übel.

Die beiden oben am Fenster lauschten mit befriedeten Stirnen. Eine gute, vertraute Freundeshand schien ihnen die Musik, die über Grenzpfähle weg sich ihnen troststreich entgegenstreckte. Sie nahmen sie gern mit hinein in ihren ersten Traum in der Fremde. Und sie hatten weiter kein Arg dabei, daß durch das melodische Rauschen — tapp—tapp, tapp—tapp, tapp—tapp — geisterhaft der Steinerne Gast schritt und das Klingen regierte, jener steinerne Komtur, der in der Oper der todstumme Ansager dunklen Verhängnisses war.

Als der mit der Musik längst von dannen geglitten, riß es jedoch Robert jäh aus dem ersten bleiernen Reiseschlaf. Er starrte in die Nacht; er bohrte schreckhaft geweitete Pupillen in die Maschen der Finsternis; es war ihm plötzlich, als glühten ihn unerbittlich zwei stählerne Augen an aus dem Gitter eines geschlossenen Helmvisiers, aus den mandelförmigen Schlitzen einer Henkersmütze, zwei furchtbare Augen, unerbittlich — —

Und noch nach Stunden streckte er von der Folterbank wüsten Halbschlummers immer wieder die Hand abwehrend in das Dunkel — — — — —

* * *

Da drei, vier Tage später die Möbel eintreffen sollten, waren sie gezwungen, sich eilends nach einer Wohnung umzusehen. Nach langem Suchen entschlossen sie sich für eine Reihe Zimmer in einem Eckhaus der Grabenstraße. Sogleich nach vollbrachter Einrichtung mußten sie sich gestehen, daß ihre Wahl nicht glücklich gewesen. Endloses Menschengetümmel rheinisch-launiger Art auf den Stiegen, im Hof, in den Nachbarhöfen, Leierkästen, Hunde, aufdringlich gurrende Tauben. Dazu auf den Straßen, am Eckhaus zusammenprallend, die Geräusche zweier Hauptadern der geschäftigen Stadt.

Ein kleines Glück, daß wenigstens über ihnen etwas Friedliches zu walten schien. Da wohnte ein älteres Fräulein, Rosalie Leser, die seit vielen Jahren die schwere Last hoffnungsloser Blindheit mit hoher Würde trug. Sie war auch die erste, die den Fremdlingen echte menschliche Teilnahme entgegenbrachte; sie schickte ihre Gesellschafterin zu Rat und Hilfe.

Unter den neuen Bekanntschaften erfreute durch ernste Herzlichkeit der Direktor der Kunstakademie Schadow; war er doch der Bruder der Frau Bendemann in Dresden! Und der neue Primgeiger der Kapelle, den Robert sich aus Leipzig ausbedungen hatte, bedeutete eine vorteilhafte Anwerbung; vor allem: er kannte die Heimat!

Die Kapelle selber stellte sich mit leidlichen Leistun-

gen vor. Der betriebsame Julius Tausch hatte zur öffentlichen Begrüßungsfeier die Genoveva-Ouvertüre und den zweiten Teil der Peri einstudiert. Dabei empfahlen sich zugleich die beiden Gesangverbände, die Robert künftig leiten sollte, der Singverein und der Musikverein, mit braven Stimmen. Als Tausch dann eine Sängerin zu Schumannschen Liedern begleitete, mußte man sich freilich entsetzen über die seelenlose Weise, mit der er das tat. Überhaupt: er hatte keinen guten Blick, er hatte so stechende Augen!

Das Publikum war sehr beifallsfreudig, noch mehr, als das Ehepaar Schumann das erste Abonnementskonzert bestritt. Robert dirigierte mit Feuer. Klara spielte seit vielen Jahren zum erstenmal wieder auswendig. Mit einem dreimaligen Tusch waren sie empfangen worden, mit einem dreimaligen Tusch wurden sie entlassen. Die folgenden Konzerte gelangen ebenfalls, und die meisten, die nach dieser Seite hin in Düsseldorf etwas zu vermelden hatten, waren sich einig, daß seit Mendelssohns Weggang derartige Höhepunkte des musikalischen Lebens nicht erreicht worden waren. Nur die eigentlichen Kapellmitglieder sowie die Sänger und Sängerinnen der Vereine dachten ein wenig anders. Sie fanden sich schwer in das wortkarge Wesen des neuen Meisters; seine versonnene Art, den Taktstock zu schwingen, war ihnen nicht Wink und Ziel genug; sein ablehnend zugeknöpftes Benehmen bei ihren

Späßen und übermütigen Nachsitzungen verdroß sie. Trotzdem wollte es nicht viel besagen, daß ein vorlauter Zeitungsanonymus am Schluß des ersten Konzertwinters Schumanns Tätigkeit abfällig beurteilte.

Robert allerdings ärgerte sich heftig, es litt sogar seine Schaffenslust, die von den neuen Lebensumständen wieder einmal mächtig beschwingt worden war, vorübergehende Störung. Erst die großartige Steinmusik des Kölner Doms gelegentlich einer Sonntagsfahrt und das farbige Erlebnis einer Kardinalskrönung im Halbdunkel der gotischen Wunderhallen brachten die Arbeiten wieder in Fluß. Es wuchs eine Symphonie in Es-Dur aus den tausendfachen Eindrücken der veränderten Umgebung heraus. Die rheinländische Daseinslust und Schalkheit, die ihn sonst in sich selbst zurückscheuchte, hier fand sie ihren Niederschlag. Und noch ein anderes entscheidendes Werk hob sich aus brütenden Nebeln.

Schon in seiner Jugend hatten Verse des englischen Dichterlords Byron tiefen Eindruck auf Robert gemacht; hatte doch sein Vater, der unermüdliche Buchhändler, eigenhändig die Übersetzung einiger Byronscher Werke besorgt. Neuerdings umfing ihn das Drama „Manfred" mit seltsam umklammerndem Zauber.

Als er es eines Abends der Gefährtin vorliest, vermag er Tränen der Ergriffenheit nicht zurückzuhalten. Hier ist der Magier Faust wieder, der Ge-

walt über die Geister hat, der unsäglich Sehnsüchtige, der aus der irdischen Gebundenheit hinausverlangt ins Übersinnliche, vermessenen Anspruch auf labyrinthischen Pfaden ergrübelnd, der schuldbeladene Ringer, der den Tod überwunden und dem Liebe von jenseit den letzten schwermütigen Frieden gibt. Aber dieser faustische Manfred, dieser unstete, hirnverwirrte, selbstquälerische, den der Wahnsinnsmann streifte, streckt aus dem Mirakel seiner poetischen Menschwerdung zwei fahle Hände nach ihm aus, als habe er ein besonderes Anliegen an ihn, als sei er ihm in seiner melancholisch rührenden Zerrissenheit irgendwie rätselvoll verschwägert. So gibt er ihm, was er zu geben hat, Blut von seinem Blut, Ton von seinem Tönen, Himmel und Hölle ausdeutendes klingendes Wesen.

In einer Ouvertüre, von wahnwitzigen Randbemerkungen seines eigenen Dämons schrill durchblitzt, schreibt er den leidenschaftlichen Kreuzzug des menschlichen Herzens hin, das seinem Schicksal entgegentreibt, unentrinnbar. Drauf beschwört er mit dem fluchverstrickten Zauberer die Geister aus Feuer und Wasser, Erde und Luft; um Vergessenkönnen fleht er sie an mit jenem, um Erlösung von der Vergangenheit feilscht er mit ihnen, sei's selbst für den Preis des Todes!

Ohnmächtig winden sich, in allen Stimmlagen rätselnd, die Dämonischen vor dieser Forderung. Erfüllung steht nicht in ihrer Macht. Dafür geifern

sie Haß und Rache gegen die Vermessenheit, die ihren Schlummer störte. In fürchterlichem Unisono zuckt ihr Bannfluch:

„Wühle dir durch Herz und Sinn
Dieser Spruch: Nun welke hin!“

Mit dem also Gezeichneten erklimmt der tönende Gefährte drauf den Gipfel des ewigen Schnees, wo in gefrornen Katarakten die Weltverachtung der Gletscher, wo die Drohung der Lawinen über die Schlünde hängt. Hier will Manfred das verhaßte Leben von sich werfen; hier will er sich selbst beweisen, daß er Herr über sein Schicksal ist: hinabschmettern will er sich ins Bodenlose. Aber jene Mächte, die dennoch stärker sind als er, gönnen ihm diese Genugtuung noch nicht, sie schicken einen Erdgebornen, ihn vom Todesrand zurückzureißen. Ein Gemsjäger packt ihn bei der Schulter, als er mit gebreiteten Armen wollüstig in die Tiefe zielt. Er muß wieder ins Leben, so tausendfach es ihm zu Qual und Ekel ist.

Und er grübelt: Wenn Erdgebundenheit ihn schon schmachvoll in Fesseln hält, so will er wenigstens mit allen Geistern verkehren können, die um die geheimnisvolle Achse des Seins in geheimnisvollen Kurven treiben, auch mit den Seelen der Abgestorbenen. Und vor allem will er jenem Wesen noch einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehn, um das ihn Schuld und Fluch durch seine Tage hetzten: Astarten. Astarte war die Zwillingsschwester

seiner Seele einst im Licht, die süße Doppelgängerin seines Herzens einst im Frühling, da er nichts als Jüngling war. Und er liebte sie, ach, mit einer Liebe, die sich sündhaft vermaß, er verfolgte sie, wehe, mit Süchten, die entgötterten: er verlor sie an das Nein des Todes durch sein — Ja! Nun hockt sie bei den Schatten, ewig das Haupt schüttelnd. Nun kauert sie kalt im Drüben und grollt ins Nichts. Wenn sie ihm vergeben könnte! — Hinunter ins Reich des Ariman, hinab zu den Unterweltlichen: zu ihr!

Und mit Manfred bohrt sich ins Geklüft der Schemen der Tondichter. Mit ihm ruft er Astarten, die schicksalgroß aus dem Chaos steigt. Weltsehnen und Seufzen der Kreatur, götterbetörend, bannt er für ihn in Flöten- und Geigenhauch:

„O sprich, daß dir nicht graut vor mir, daß ich
Die Strafe für uns beide trage, daß
Den Seligen du gehörst — und ich dem Tode!"

Die schattenhafte Doppelgängerin rührt sich, aber ganz fern, ganz unnahbar. Eine mitleidzitternde Gebärde schenkt sie in den hohlen Raum: Vergebung!

Nun ist die Erdgebundenheit endlich von Manfred genommen. Auflösen kann er sich nun in die Atome, die dem All gehören. Nun darf er mit sich selber alles Gewesene vergessen.

Er nimmt Abschied von der Sonne in letzter schmerzlicher Schwärmerei, die sich zum letztenmal

auf erdbeklommenen Akkorden wiegt. Der ihn in den Schoß der Kirche zurückbetten will, der Abt des nahen Klosters, er kann ihm nichts mehr bieten. Die höllischen Freibeuter, die seiner schon frohlocken, darf er für immer aus dem Feld schlagen. Dann gibt er sich das Zeichen des letzten Pulsschlags aus eigner Machtvollkommenheit und verlischt. Wie Manfred lebte, stirbt Manfred, gemacht und verurteilt, sich selbst zu zerstören, ein Faust, den es nach unten zog. Von Himmel und Hölle gleich fern, schmettert er sich nun wirklich ins Bodenlose, zerrinnt er im Nichts.

Das Requiem der Mönche, das von fern herübersegnet, hat keinen Teil mehr an seiner Niederfahrt, aber es träufelt Frieden, Erlösung, endliche, tiefe, unersättliche, ausschweifende Ruhe — — — — —

Als Robert Schumann dieses Werk ausgetragen hatte, lag er, bar aller Lebenskraft, wie mit ausgelaufenen Adern und zerschnittenen Sehnen, schier unheilbar angekerbt von der Sichel des Verderbens. Und etwas wie Irrwahn umfröstelte ihn oft in der Folgezeit, Irrwahn aus der dünnen Luft von Manfreds Gletscherwelt — — — — — — — — — —

* *
*

Schwer und langsam erholte er sich. Der Alltag, der alsbald wieder nach ihm griff mit harten Fäusten, tat ihm weh wie selten. Der Lärm der Straße folterte ihn so, daß sie sich wieder einmal zu einem

Umzug entschließen mußten. Der Verkehr mit den Vereinen ward zur folternden Last: Die Proben waren schlecht besucht, oder die Sänger und Sängerinnen kamen sorglos zu spät. Unerträglich wurde ihr Lachen und Schwatzen während der Übungen. Als gelegentlich einer Komiteesitzung, die das neue Programm beratschlagen sollte, der gekränkte Dirigent über den Unfug Klage führte, erklärte ihm der Beigeordnete Wortmann, er verstehe eben nicht, sich Respekt zu verschaffen, an allen diesen Übelständen sei er selber schuld; Hiller wie Tausch wären da ganz andre Leute gewesen! Worauf Robert aufstand, Hut und Stock nahm, die Tür zuschlug und, am ganzen Leibe zitternd, nach Hause kam.

Natürlich gingen bei den nächsten Aufführungen die Chöre schlecht, und sogar über seine neue Symphonie in Es schwang der Komponist das Zepter zerstreut und abwesend, so daß sie keinen starken Eindruck zu hinterlassen vermochte.

Dazu gründete er in merkwürdiger Unrast ein Quartettkränzchen, dem außer dem neuen Primgeiger einige Freunde angehörten, sowie ein Singekränzchen, die er beide kurz darauf schon sträflich vernachlässigte. Er quälte sich sogar wieder Kompositionen ab: ein Cellokonzert mit allzu verschwärmter Melodik, Sonaten für Klavier und Violine, durch sonderbare rhythmische Rückungen verzerrt, ein Liederspiel für Soli und kleinen Chor mit Klavierbegleitung auf den sentimentalen Text eines er=

bärmlichen Poeten, betitelt „Der Rose Pilgerfahrt.“

Oder er trug diese Unrast der Stadt, der Landschaft ans Herz, die mit so anders gearteten Gebärden sein Wesen umringten.

Theatralischer als das Rosental und der Dresdner Park schlug der Düsseldorfer Hofgarten seine Baumwipfel über dem Ananasberg und grünbewimperten Teichaugen zusammen, wenn auch die weißen Vögel, die hinterm Wall durch den Schwanenspiegel silberne Furchen zogen, etwas bieder Vertrautes hatten; erinnerten sie doch an die Schwanenstadt Zwickau, die liebe Kinderheimat! Mit immer neuen Eindrücken reizten Abendgänge am Rhein hin unter Klostermauern im herrschsüchtigen Bereich des gedrehten Lambertusturms bis zum Hafen, wo tags der große Kran kreischte, oder stromauf, stromab, wo die Backsteinhäuschen von den Uferböschungen verschwanden, um schiefen Pappeln und Weiden Platz zu machen. Unbeschreiblich, wenn silbergrauer Duft alles umspann, wenn die einzige Brücke sich wie ein vergeblich gereckter Arm ins Grenzenlose dehnte, wenn das dunkle Wasser, von Schleppzügen aufgescheucht, ins Schilfrohr klatschte und mit dem Widerschein irgendeines Erd- oder Himmelslichtes vieldeutige Spiele trieb.

Überhaupt der Rhein! Ob er nun gelassen hinstrich in seiner königlichen Breite, heute grau wie Eisen, morgen grünspanig wie der alte Kurfürst

Jan Wilhelm, der mit Krone und Allongeperücke in kolossalen Formen über den Marktplatz ritt, ob blauer Sommer in ihm badete oder Regen an ihm zupfte mit zahllosen dünnen Geisterfingern, immer wirkte er Magie. Am meisten aber regte er auf, wenn er Hochwasser führte und Legionen von Schollen knirschend durcheinanderschob; dann spaltete er die Dämme, dann fraß er die Ufer, dann riß er einen kalkigen Himmel in sein fanatisches Schießen hinein und tilgte hoch und tief und schmal und breit und strich alle Schranken aus — — — — —

Frieden und süße Rast spendete wie immer das innerste Heim. Klaras Hausmütterlichkeit war wie ein milder Mantel, der den Zudrang alles Störenden, alles Befremdenden wehrte. Wie freundliche Sordinen das Schrillen wilder Saiten dämpfen, so waltete sie.

Und die Kinder! Wie einer, der aus dem Freien in dumpfe Stuben tritt, rotbäckig, unternehmungslustig, Wind und Blumenluft hauchend, so trugen sie frischen Puls und hellen Mut herein. Freilich, in bedrängten Stunden maß man an ihrem Gewucher, daß man abnahm vor ihnen, daß man die Straße schon wieder zu Tale schritt. Und das tat weh! Dennoch, in den eignen Kindern überholte man ja den Tod, da wirkte man ja sein begonnenes Webwerk weiter! Und so war's recht und gut! Ob freilich auch das musikalische Webwerk? Marie und Elise spielten zwar schon brav Klavier unter

der meisterlichen Anleitung der Mutter, und auch Julie fing bereits munter an; Talentblitz jedoch, strahlende Erbschaft hatte sich bis jetzt noch nicht verkündet. Sei es, wie es sei! Man lebte doch in ihnen fort!

„Vaterchen!“ schmeichelte der kleine Ludwig nach einer anstrengenden Kniereiterpartie, „hast du mich lieb?“ Und als Vaterchen, das eben noch Pferd gewesen war, nickte, forschte er nachdrücklich weiter: „Auch richtig?“

Am Fenster stand in einer hohen Vase seit Tagen eine einzige Sonnenblume. Mit großem gelbem Angesicht sah sie ins Zimmer, samenstreuend, nun Schumann sie neckend herumdrehte.

Marie blickte von der Schularbeit auf und freute sich: „Die guckt uns an, als ob sie was sagen wollte, Vaterchen!“

Julchen hob sich auf den Zehenspitzen: „Die soll lieber ihren Staub 'n bissel zusammenputzen, die Faule!“

„Das hat doch eine Sonne nicht nötig, Julchen; ist's nicht eine richtige kleine Sonne?“ lächelte der Vater.

Elise zweifelte: „Ach, die macht doch gar nicht hell, die putzige Sonne!“

„Aber sie scheint!“ sagte Ludwig bestimmt.

Schumann drehte sie wieder nach außen mit einem Schmunzeln der Liebe, das hundert Fältchen in seine Augenwinkel grub.

Nach einer Woche stürzte Ludwig außer sich in seine Arbeitsstube, mitten in die lateinische Messe, die Note um Note mühsam entstand: „Vaterchen, unsre Sonne is kaputt!“

Der Gestörte erhob sich mit wichtiger Miene, von dem Bübchen bei der Hand gepackt. An beiden hing sofort alles blonde und braune Geschwister. Sogar der kleine Ferdinand stolperte hinterdrein.

Als sie vor der Blüte standen, stellte sich freilich heraus, daß sie sämtliche Flammenblätter verloren hatte.

„O weh!“ betrübte sich Marie und machte ein Mäulchen, „nun kann sie nimmer scheinen, die liebe kleine Sonne!“

„Warum denn nich?“ schrie Elise aufgeregt, „nu scheint sie eben grün!“

Und Julchen, indem sie die kleine Nase aufs Fensterbrett schob: „Ei, hier liegen lauter Sonnenbröckchen, die sammel' ich!“ wobei sie ein krummes Fäustchen machte und Geblätter und goldnen Staub herunterstrich.

Unten stand das Nesthäkchen und reckte sich vergeblich. Als jetzt allerlei Gelbes geflogen kam, rundete es große dunkle Augen und staunte: „Son—nen—böck—chen!“

Schumann aber, der innig teilgenommen hatte, nahm die entblätterte Scheibe aus dem Glas und neigte sie zu seinen Kindern: „Lauter Körner hier

rundum, seht ihr, lauter Früchte! Sie hat's Scheinen nicht mehr nötig, sie ist reif!" — „Durch ihre Früchte wird sie dunkel", sprach er dann zu sich selber — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Viel Leben brachte das Hundchen Nelly in den Familienkreis. Das Hundchen Nelly, eine zweifelhafte Kreuzung zwischen einem Pinscher und einer Möpsin, war kein schönes Hundchen: es hatte ein grausam struppiges Fell und unförmige Schlappohren. Aber wenn es ein Vorderpfötchen hob, den Kopf mit dem borstigen Schnauzbart und der dicken Nase schräg nach oben richtete und angestrengt forschte aus unergründlich braunen Augen, gewann es sich aller Herzen. Dazu war es von rührender Anhänglichkeit.

Schumann hatte es an einem stürmischen Regentag mitgebracht zum Schrecken Klaras. Zitternd vor Frost, triefend vor Nässe, ausgehungert und verprügelt, hatte er's gefunden in einem Winkel des Hafens. Kaum angerufen, war es gefolgt mit demütigem Winsellaut.

Nun vergalt es seinem Herrn die erste Liebe und wich nicht von seinen Fersen. Wie es hin und her wuselte und dabei die kleinen Beine nach den Seiten warf, wie es schräg wetzend mit fliegenden Ohren über die Straße sauste, wie es bettelte in einem dünnen Fisteltönchen, es war zu possierlich! Und was für herzbewegende Reden es halten konnte

durch seinen Schwanzstummel! Auch Klara war längst mit dem drolligen Hausfreund versöhnt.

Neuerdings aber war das Hundchen krank. Es hatte eine eitrige Beule auf dem kleinen Schädel, die schwammartig wucherte und arge Schmerzen bereiten mochte. Nun wischte die Kreatur ratlos an Ecken und Kanten hin, ohne des Übels ledig zu werden. Nun verriet es seine Not mit einem stummen Leidensblick, der zur Verzweiflung bringen konnte. Nun suchte es Trost des Nachts an seines Herrn Bett und mußte fortgewiesen werden; denn es befleckte die Wäsche.

Tagsüber saß Schumann oft stundenlang bei dem Tier, das ihm mit Anstrengung die Hände leckte, und machte ihm kühle Umschläge. Er litt wie an eigenen Schmerzen. Die Kinder versäumten ihre Schulpflichten vor lauter Mitgefühl. Dagegen ärgerte sich die rheinische Köchin je länger desto mehr an dem unsinnigen Biest, das, wie sie sagte, nur nutzlose Scherereien mache.

Klara sah den geordneten Gang des häuslichen Lebens ernstlich bedroht. So entschloß sie sich, das arme Geschöpf heimlich zu einem Tierarzte zu schaffen, der es weiter behandeln sollte. Hier starb es trostlos nach ein paar Tagen.

Wie aber wirkte die Todesnachricht in der Schumannschen Familie! Die Kleinen jammerten herzzerreißend. Als der Mittagstisch gedeckt wurde, saßen die Größeren da, weinten in ihre Schüsseln

und mochten keinen Bissen zu sich nehmen. Noch nach Wochen ward Nellys verwaister Freßnapf nur mit Schluchzen und Schnäuzen betrachtet.

Und Robert behauptete allen Ernstes, jede Nacht winsele das Hundchen vor dem Kammerfenster. Seitdem könne er nicht mehr schlafen — — — —

Rosalie Leser, die blinde Freundin, von der sie sich mit der neuen Wohnung räumlich getrennt hatten, ließ sich ihnen oft in alter Gewogenheit zuführen. Sie war angefüllt mit inneren Gesichten und beurteilte die Menschen nach dem Ton ihrer Stimmen, nach der Art, wie sie sich bewegten und gaben. Dazu war sie eine allerfeinsinnigste Musikkennerin und -schwärmerin. Robert pflegte von ihr zu sagen, sie verstehe Musik zu schlürfen wie weiland der alte Hauptmann des Davidsbundes, dem Eusebius den Grabspruch gedichtet hatte.

So *sah* die Blinde Schumann mit ihrem inneren Auge, so enträtselte sie sein geheimstes Sein und zog beredte Schlüsse aus den Schwingungen seiner Tonsprache. So gelangte sie zu einer Sorge um ihn, die in ihr ergebenes altjüngferlich feines Gesicht ein paar quälerische Züge spannte.

Eines Tages offenbarte sie sich Klara mit behutsamen Worten: Ob ihr Gatte auch wirklich gesund sei, ob die Unruhe, die deutlich durch sein gesamtes Wesen zittre, nicht wie ein verhaltenes Fieber wäre, ob nicht vielleicht in seinem Inneren etwas wie ein Kampf schwele zwischen zwei Kräf-

ten, etwa zwischen zwei Berufen, etwa zwischen zwei Sehnsüchten?

Klara hatte Mühe, der bejahrten Freundin nicht ihren Unmut zu verraten. Das sei von Anbeginn so gewesen bei Florestan-Eusebius, sagte sie; wenn ihm die Menschen das Leben nicht so erschweren wollten, erst in Leipzig und in Dresden und nun hier in Düsseldorf, dann stünd' es allerdings besser um ihn. Und daß er soviel und hunderterlei produziere, sei das nicht gerade der trefflichste Beweis seiner Gesundheit, seiner unerschöpflichen Fülle? Und daß ein Künstler nach einem großen Werke Spuren der Ermüdung zeige, sollte das nicht natürlich sein?

Im stillen freilich kämpfte die Treue tapfer ein Bangen nieder, das ihr selber schon etliche Male aufgestiegen!

Die beiden Frauen schieden, nachdem Klara versprochen hatte, zum mindesten alles zu versuchen, Robert zu einer Badereise zu überreden.

Und wirklich fuhren sie mit den Kindern ein paar Wochen später an die nordische See. Mit Genugtuung war anzusehen, wie die ewige Segenspenderin Natur alles Morsche und Angebrochene begütigte.

* *
*

Robert konnte gestählte Nerven gebrauchen, denn mit dem neuen Konzertwinter fing auch der Ärger mit dem Komitee, der Kapelle, den Vereinen wieder

an. Bei den Proben setzte der alte Schlendrian ein. Bei der ersten öffentlichen Aufführung wurde er mit geradezu befremdlicher Kühle empfangen.

Als ein paar Tage darauf drei Komiteemitglieder bei ihm erschienen und Wortmann als Wortführer ihm mit dreister Stirn nahelegte, er möchte doch von seinem Amte zugunsten eines Geeigneteren zurücktreten, war es ausgemacht, daß hier von einem Klüngel gegen ihn gewühlt wurde. Die Spuren zielten auf Julius Tausch. Eine sofort einberufene Generalversammlung überbrückte durch Eulers und Doktor Hasenclevers Einfluß die Gegensätze. Die Deputation entschuldigte sich. Diesmal ließ Wortmann einen anderen reden. Tausch wich monatelang allen Begegnungen geflissentlich aus. Die Vorbereitungen für das große Niederrheinische Musikfest im nächsten Frühling machten, daß über der Angelegenheit eine dünne Grasnarbe wuchs.

Das Fest brachte dem Komponisten Robert Schumann endlich wieder einmal rauschende Triumphe, wennschon Hiller ihm durch eine pompöse Aufführung der Neunten Symphonie Beethovens den Rang streitig zu machen suchte und wenn die Zeitungen auch wieder die Gelegenheit benutzten, seine Dirigentenbefähigung in Zweifel zu ziehen.

Für Robert und Klara stellte die schönste Gabe dieser auserwählten Pfingsttage Beethovens Violinkonzert dar. Von wem gespielt? Von Josef Joachim! Auf diesem Zweiundzwanzigjährigen, der

mit seinem jungen Ruhme und als wohlbestallter Hof- und Staatskonzertmeister des Königs von Hannover so bescheiden ernst daherkam, lag sichtbar Sankt Cäciliens ganze Gnade. Gegen die rührende Schönheit seiner Kantilene, gegen seine unfehlbar sichere, glockenreine Intonation, gegen sein Rubatospiel schwand Paganinis Hexenmeisterschaft hin wie eine dämonische Schnurrpfeiferei. An David in Leipzig und an den eitlen Lipinski durfte man schon gar nicht mehr denken! Er wurde dringend eingeladen, sobald er Ferien habe, Gast im Schumannschen Hause zu sein. Und er kam gegen Ende des Sommers.

Gott, was waren das nun für Tage! So hatten sie überhaupt noch nicht in Musik geschwelgt. Alles, was an Geigenkompositionen in Mappen und Schränken lag, brachte der Gast zum Klingen. Roberts Violinsonaten, die eben dunkle Mollaugen aufgeschlagen, erwachten zu leidenschaftlichem Dasein. Von früh bis abends und die halbe Nacht hindurch beteten sie die ewigen Sieben Töne an, kaum, daß sie sich Zeit zum Essen nahmen.

Und diese Stunden des Rauschs wurden sogar noch übertroffen, als Joachim einen Freund und Herzbruder zu Besuch schickte.

An einem Septembertage kurz nach Tisch — Robert hatte sich eben ein wenig schlafen gelegt — klingelte draußen ein junger Mensch, der mit bestaubten Schuhen und verschlissenem Rock den Ein-

druck eines Wanderburschen machte. Als Klara ihn mit erstauntem Blicke maß, berief er sich auf Joachim. Sie ließ ihn eintreten. Als er die breitschirmige Mütze abnahm, fiel erst auf, daß ihm widerspenstiges blondes Haar in langen Strähnen schräg über die Stirn franste und daß er mutwillig aus großen blauen Augen sah. Zur Zeit stand etwas wie schöne Ehrfurcht in diesen Augen: Ob sie selber die Frau Doktor Schumann sei? „Gewiß.“ „Oh, untertänigster Diener!“ Und ob der Herr Doktor zu sprechen wäre? „Nun, warum nicht? Aber für wen denn?“

„Ich heiße Brahms, Johannes Brahms aus Hamburg.“ —

Robert kam ein wenig mißlaunig aus der Kammer. Die hohe fremde Stimme vor seiner Tür hatte ihn aufgescheucht. Das Gespräch schleppte mühsam: Wie der Besucher Joachim kennengelernt habe? Ei, er sei mit dem ungarischen Geiger Remênyi gereist, von Dorf zu Dorf auf Schusters Rappen, ganz romantisch, und da hätten sie den Konzertmeister in Hannover aufgesucht. Joachim sei ja auch aus Ungarn. Na ja, und da sei schließlich der Landsmann weitergezogen, er, der Norddeutsche, aber festgehalten worden, am festesten — und hier blitzte es schalkhaft aus den blauen Augen — durch Beethovens Violinkonzert.

Schumann spitzte die Lippen: „So, so, durchs Violinkonzert. Und man ist natürlich Musiker?“

Der Junge lachte und stieß die Haarsträhne, die ihm hartnäckig ins linke Auge fiel, zum zehntenmal beiseite: „Man ist natürlich Musiker, jawohl, Herr Doktor.“

„Na, da lasse man mal was hören!“

Kaum hatte der Blonde das Allegro non troppo einer Klaviersonate in Fis-Moll, in der Tonart Florestans und Eusebius', mit den Farben eines Wissenden hingemalt, als ihn Schumann an die Achsel rührte: „Warten Sie, mein Lieber, warten Sie, das muß meine Frau auch hören.“

Sie setzte sich neugierig dem Gast gegenüber. Der begann noch einmal, vollgriffig. Und siehe: Jugend reckte sich vor ihnen auf, klangbauschend in schwellendem Kräftedrang, in stockendem Zagen, in schwärmerischem Balladenmut, in phantastisch überschäumender Forderung an den schönen wilden Lärm des Seins, Davidsbündlerjugend! Dazu dieser helle Apostelkopf mit der widerspenstigen Wirbelsträhne über dem breiten Rockkragen, die drollig bubenhaft vorgeschobene Unterlippe, die staubigen Stiefel, energisch ins Pedal fuhrwerkend; und nun die kuriose Fistelstimme, die noch nicht mutiert hatte: „Darf ich noch was spielen?“

Schumann schoß empor, aufgeräumt wie lange nicht, ja geradezu wie trunken: „Spielen Sie, junger Mann, spielen Sie, und hören Sie überhaupt nicht mehr auf. Klara, Klara, das ist der, der kommen mußte. — Oh, noch einmal dieses Andante

in F-Moll! — Menschenkind, wir verstehen einander!“ —

Er durfte nicht wieder fort, dieser Johannes Kreisler junior, wie er sich selber nannte; er mußte mit zu Abend essen, er mußte mit da schlafen, er mußte alles, was er bisher komponiert hatte, immer wieder von neuem vorführen; und er mußte sein Leben erzählen bis aufs letzte Tüpfelchen.

„Gott ja,“ sagte er und kaute mit vollen Backen, „'s ging eng her bei uns in Specksgang bei Schlüters Hof. So'n Kontrabassist wie mein Vater verdiente freilich nicht viel! Bald mußt' ich auch mithelfen. Und wenn ich da so aufspielte in den Spelunken, hatte ich immer Eichendorffs Gedichte vor mir aufgeschlagen statt der Noten; die Tänze und Märsche und das Zeug konnt' ich doch auswendig! Aber 's brachte auch nicht viel ein. Und meine ersten Konzerte? O weh! Die vom Jungfernstieg dachten ganz richtig: Dem Bierfiedler sein Junge wird uns das musikalische Evangelium auch nicht bringen, ja ja. — Na, und dann kam Reményi. 's war fauler Zauber mit ihm, aber 's war doch welcher! Wie haben wir geschwärmt in den Dörfern und kleinen Städten: zwei fahrende Spielleute! Und zu Liszt in Weimar, nun ja, zu Liszt mit seinem Hofstaat wollte ich norddeutscher Bär dann nicht passen. Aber der Herr Großherzogliche Kapellmeister in außerordentlichem Dienst hat mir doch beim Ab-

schied ein Zigarrenetui geschenkt, sehen Sie, hier hab' ich's; 's sind leider keine mehr drinnen."

Mit wechselnden Lichtern und Schatten auf seinem reinen Bubengesicht hatte der Blonde erzählt, mit einem halben Schalkston in allen Worten. Schumanns waren beide hingerissen.

„Von nun an rauchen Sie meine Zigarren, verstanden, Bester?" rief Robert mit Nachdruck, das noble Etui bedenklich in den Händen wiegend. „Der Lisztsche Toback ist nichts für Sie, Gott behüte! Da lob' ich mir Ihren, unsern Freund Joachim. Wie heißt sein tapferes Motto: F — A — E, nicht wahr? Frei aber einsam! Bravo!" Er pfiff das klagende Motiv mit schmerzlicher Hingabe.

„Ich bin von der Quint zur Sext fortgeschritten, Meister", sagte der Junge bescheiden. Und schelmisch zur Herrin des Hauses gewandt: „Darf ich auch mal pfeifen, Domina?"

Lachend nickte die und kreuzvergnügt.

Da zog er die roten Wangen ein wie ein Hamburger Speckfreter und intonierte ein helles F—A—F gleich einem Siegeslauf. „Frei aber froh! soll das heißen!" freute er sich hinterdrein. Was machte es, daß ihm dabei die Stimme überschnappte?

Klara legte bewegt ihre kleine Hand auf seine Schulter und sah ihm in die Augen: „Möchte das immer Ihre Losung bleiben, lieber Freund. Wer kann Ihnen das herzlicher wünschen als wir beide, nicht wahr, Robert?"

Johannes neigte sich ein wenig zu der zarten Frau. Seine beträchtlichen Klavierfäuste schoben sich fromm ineinander bei ihrer Berührung. Wie gesegnet stand er.

Und Robert, der sich an ihm weidete wie an einem schönen Bilde, etwa von Cranach, etwa von Albrecht Dürer, schmunzelte: „Ich werde einen Aufsatz über Sie schreiben, Johannes, einen Aufsatz, der sich gewaschen hat. Dem Brendel von der „Neuen Musikzeitung“ soll der Schreck in alle Glieder fahren. Und seinem Klüngel mit! Haben mir mein ganzes Blatt 'runtergebracht mit ihrem neudeutschen Jahrmarktsrummel: Liszt, Wagner, Wagner, Liszt! Ihr ewiges Einmaleins! Sollen die aber mal Augen und Ohren aufreißen! Tragen S i e nun das Banner, wenn andern die Hände müde werden, Johannes Kreisler junior! Neue kühnere Melodien! Verstehen Sie?“

* *
*

Der Aufsatz wurde geschrieben. Während draußen in der Völkerwelt die jungen Adler das Spiel auf lange hinaus verloren hatten und eine gehässige Reaktion über den Ländern wie Meltau lagerte, dünkte die Davidsbündler nun dieser Johannes Brahms aus Hamburg ein junger Aar, vom Hochgebirge zum Rhein niedergerauscht, die ewige Freiheit der Sieben Töne aufs neue glorreich zu bestätigen. Der neidlos begeisterte Bericht des bekann=

ten Meisters öffnete dem dreiundzwanzig Jahre jüngeren alle Tore. —

Die überschwenglichen Tage mit ihm waren, nun er wieder nach Hannover abgereist, für Schumann die letzten frohen Sonnenblicke vor dem einbrechenden Frühwinter.

Das ausschweifende Musizieren Tag und Nacht war ihm nicht gut bekommen. Er litt auf einmal wieder an Schwindelanfällen. Wie in den Zeiten, da er so bitter um seine As-Dur-Seele rang, quälte ihn ein Ton, zu einer spitzen Stange gedreht, schob sich näher und näher und bohrte sich ihm ins Ohr, ins Hirn. Diesmal war's kein Cis in der dreigestrichenen Oktave, sondern ein reines A. Häufiger denn je kroch jetzt die Angst an ihm empor, wie Mendelssohn an einem Schlaganfall sterben zu müssen, wie Lenau irrsinnig zu werden. War's nicht merkwürdig, daß sich der neue junge Genius aus Hamburg Johannes Kreisler junior nannte? Nun konnte sich Kreisler senior endgültig von seinen Trabanten den Schädel öffnen lassen, auf daß Ja und Nein und Ernst und Scherz und Lieb' und Leben hinausrauche wie ein Spiritusfeuer. War's ein Wink von jenseits, ein Zeichen?

Als Robert wieder vor den Vereinen stand, spielte ihm sein Zustand übel mit. In minutenlang schaukelnder Abwesenheit des Geistes malte sein Taktstock Gaukelfiguren in die Luft, Runen, Hieroglyphen, die alles verwirrten. Fragen und Anreden glitten

an ihm vorbei. Zusammenhängende Sätze redete er hier überhaupt nicht mehr. Klara wußte kaum noch aus und ein vor Verlegenheit und Sorge.

Den Übelgesinnten vom Komitee kamen diese Dinge nicht ungelegen. Sie setzten durch, daß abermals eine Deputation zu Schumann geschickt wurde, ihm seinen Rücktritt nahezulegen. Wenigstens forderten die Abgesandten allen Ernstes nichts Geringeres, als daß er künftig nur seine eigenen Kompositionen dirigiere, die Leitung alles übrigen aber einer geeigneteren Kraft überlasse. Wer diese Kraft wäre? Herr Julius Tausch, der sich in dankenswerter Bereitwilligkeit sofort einverstanden erklärt habe, dem Meister den Hauptteil seiner Arbeit aus den Händen zu nehmen. Auf daß der sich ja nicht überanstrenge! Auf daß die Verpflichtungen seines Amtes seinen Genius ja nicht beeinträchtigen möchten!

Robert war wie gelähmt vor solch dreistem Ränkespiel. Nachdem er wieder Herr seiner zitternden Feder geworden war, teilte er dem Ausschuß mit, daß er nach einem derartigen Ansinnen überhaupt nicht mehr daran denke zu dirigieren. Er werde infolgedessen von seinem Rechte Gebrauch machen, für den Oktober des nächsten Jahres sein Amt aufzukündigen.

Und das Unglaubliche geschah: Beim ersten Winterkonzert stand nicht er am Pult, sondern Herr Julius Tausch, der sich eigens zu dem Abend einen neuen Frack bestellt hatte und in überaus gewinnen=

der Kunstbeflissenheit Chor und Orchester zu schallendem Beifall führte.

Zu derselben Stunde saßen Robert und Klara daheim im dunkeln Zimmer — in unausgesprochener Übereinstimmung hatten sie sich beide gescheut, die Lampe anzuzünden — und fühlten sich beschimpft und verraten. Nur Rosalie Leser tröstete sie; sie hatte sofort ihre Konzertkarte verfallen lassen.

„Diese Rheinländer sind manchmal von einer geradezu rüden Respektlosigkeit," grollte ihre gute Stimme vom Ofen her, „nehmen Sie sich's nicht allzusehr zu Herzen, bester Herr Doktor, liebste Frau Klara; die sind freilich nicht wert, daß Sie zu uns gekommen sind. Verschwenden Sie nun nicht ein Quentchen Kraft mehr an die Undankbaren. Und bedenken Sie auch, daß weder der Herr Notar Euler noch viel weniger Doktor Hasenclever zu jener Partei gehören!"

„Aber warum treten die da nicht kräftig für uns ein?" entgegnete Klara erregt.

„Weil sie überstimmt werden, weil sie gegen die andern nicht aufkommen. Sind die Herzen nicht seit Anbeginn in der Minorität gewesen gegenüber den Larven? — Und sprachen Sie nicht ohnehin neulich die Absicht aus, doch vielleicht noch Wien oder Berlin zum Wohnsitz zu wählen? Ich freilich würde Ihren Verlust schwer verwinden, meine Freunde; ich würde künftig wie eine Lampe ohne

Öl sein, nun ich doch schon solange ohne Docht bin; aber was würde das besagen."

Klara wischte sich mit Entschlossenheit die Augen und umfaßte die Blinde: „Sagen Sie das nicht; o nein, so dürfen Sie nicht sprechen. Sie leuchten für uns, Rosalie, glauben Sie's. Sie ahnen gar nicht, wie hell Sie jetzt das Zimmer machen, nicht wahr, Robert?"

Der nickte wohl, aber es war ihm, als könnte er das Dunkel ringsum mit Händen greifen — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Beigeordnete Wortmann hatte nicht schlecht gegrinst, als Schumann dem Konzert ferngeblieben war. Was er im stillen gehofft hatte, war eingetreten: Dieser unnahbare Musiker aus Sachsen, gegen dessen stumme Geistigkeit sich fast vom ersten Tage an sein ganzes Wesen gesträubt, hatte sich nun selber ausgestrichen. Hatte er nicht offen erklärt, daß er seinen Amtspflichten künftig nicht mehr nachkommen wolle? War er damit nicht kontraktbrüchig geworden? Denn die Stadt und das Komitee, die hatten ihm gegenüber den Kontrakt nicht gebrochen, Gott bewahre, die hatten nur gewünscht, daß er einem andern neben sich Platz einräume, nur gewünscht! Aber anmaßend, wie er eben war, hatte er den Unersetzlichen gespielt, er, der nicht einmal — eins, zwei, drei — eins, zwei, drei — richtig Takt schlagen konnte, was doch jeder Bierfiedler

verstand! Nun, so brauchte das Komitee auf ihn auch keine Rücksichten mehr zu nehmen, und Euler und Hasenclever würden ihn hoffentlich nun wohl auch fallen lassen. Was sie nur immer für ein Gehabe und Getue mit ihm hatten? Als wenn er der Beethoven selig selber wäre! Oder lebte der noch? Na, einerlei! Sie mußten geradezu einen Narren an ihm gefressen haben, an diesem Philister, der keinen Spaß verstand, und an seiner hochnäsigen, ehrbußlichen Frau! Und gleich gekündigt hatte er! Um so besser! So würde man wohl nun auch endlich den vortrefflichen Herrn Julius Tausch durchdrücken können, diesen netten, ehrerbietigen, umgänglichen Zech- und Sangesbruder! Sapperlot, der paßte in den Skat! Wo er nur immer die neusten kölnischen Krätzcher herhatte? — Und seine Sache verstand er aus dem ff. Donnerkeil, hatte das geklappt beim letzten Konzert! Schrumm, schrumm! Da war doch wenigstens Zug dahinter! Der mußte Stadtmusikdirektor werden, das stand fest! Man hätte ihn damals schon wählen sollen, ehe der andre kam, so einen verdienten jungen Mann!

Die wohlwollenderen Mitglieder des Ausschusses nahmen die Angelegenheit weniger leicht. Immerhin mußten auch sie sich sagen, daß der krankhafte Zustand ihres berühmten Musikdirektors bei den regelmäßigen Konzertbesuchern über kurz oder lang offene Unzufriedenheit hätte verursachen müssen und daß jener durch seine schroffe Absage sie vor tausend

Verlegenheiten bewahrt hatte. Sie teilten ihm mit, daß sie seine Kündigung wohl annehmen, aber außerordentlich bedauern müßten. Sie würden nicht verfehlen, ihm bis zuletzt sein volles Gehalt auszuzahlen, auch wenn er wirklich dabei beharre, den Taktstock nicht mehr in ihren Diensten anzurühren, was sie aber nicht hofften; sie würden auch weiterhin beflissen sein, seinem Genius alle schuldige Ehrfurcht zu zollen.

Als der Ausschuß von der entscheidenden Sitzung kam, zog Wortmann drei, vier an den Rockknöpfen zu sich heran und lärmte mit seiner fetten Stimme, die vor Ungeduld schier ranzig war: Ob sie den neusten düsselschen Witz hören wollten, eigens für den verehrlichen Verwaltungsrat des Allgemeinen Musikvereins erfunden?

„Nu natürlich! Nu freilich! Schnell! Schnell!"

„Also, dann sperren Sie die Ohren auf, meine Herren: Wie wird aus einem *kaputten* Schuh — das h schenk' ich Ihnen — ein *ganzer* Stiefel?"

„Schuh? Schu? Stiefel? Na, wie denn, Sie Schwerenöter?"

„Nu, durch Tausch, meine sehr Verehrten, durch *Tausch*. Kapiert?"

Wieherndes Gelächter lohnte den Gleisner. Aufgeknöpft zog man zum Frühschoppen in die „Kanon" auf der Zollstraße. —

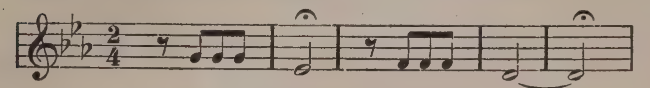
Robert wollte in vollständiger Überreiztheit von den Düsseldorfern keinen Pfennig mehr annehmen.

Es kostete Klara viele Mühe, ihn im Hinblick auf die vielköpfige Familie davon abzubringen. Im übrigen war sie schier machtlos gegen die Schatten, die ihn umwölkten.

Stärker denn je setzten die Gehörstäuschungen ein. Das geisterhafte A summte und bohrte tagelang. Bei einem seiner Abendgänge traf ihn ein Krampfanfall, nicht weit von Pempelfort, wo Goethe einst mit Fritz Jacobi geschwärmt hatte. Seitdem war seine Zunge zuweilen wie gelähmt; er konnte nur lallen. Wie am Boden festgebunden schleppte sein Gang! Sein Sinn schien abwesend und weit verreist. Schmerzvoll, wenn ihm auf der Promenade seine kleinen Mädchen entgegensprangen und er, die Lorgnette zu den Augen hebend, seinen Lippen mühsam einen Scherzversuch abkämpfte: „Wer — seid — ihr — denn, ihr lieben Kinderchen?" Zu andern Stunden brütete er tief über all dem Unheil, und es dünkte ihn, als ob jene Dämonen, die Manfred straften, auch ihn anzugiften nah wären mit dem fürchterlichen: Nun welke hin!

Und wahrlich, Mächte von jenseits waren um ihn: Er kaufte sich ein Buch über Spiritismus und versuchte an einem kleinen Taburett unter Elisens Hilfe — denn Klara wehrte entsetzten Blickes ab —, ob das wahr sei, was vom Tischrücken im Buche stände. Schreckhafte, kaum glaubliche Überraschung: Es wehte kühl über die gespreizten Finger, das Tischchen wackelte; es meldete richtig eine Zahl, die

man sich gedacht hatte; es klopfte auf Befehl, erst zu langsam, dann im richtigen Tempo, die ersten zwei Takte der C-Moll-Symphonie Beethovens.



„Ja, ja, so klopft das Schicksal an die Pforte, meine Herrschaften, merkwürdig, nicht wahr?“ Schumann blitzte die Umstehenden mit beifallheischenden Augen an. —

Er fuhr in der Nacht plötzlich von seinem Lager empor, machte Licht und flüsterte auf Klaras angstvollen Einwand, es sei doch noch zu früh zum Aufstehen, es habe doch erst zwei geschlagen: „Still; still; wenn du wüßtest, wer mir erschienen ist, Klara! Willst du's wissen? Mendelssohn war da, und dann stand Franz Schubert neben ihm, oh! Aber du darfst's niemand verraten! Und die haben mir ein Thema gegeben, Klara, ein Thema, sag' ich dir! Ich will es gleich aufschreiben, damit ich's nicht vergesse.“ Und damit schlurfte er in sein Arbeitszimmer und hantierte lange mit Feder und Papier, trotz der Dezemberkälte, während der Frau, die verhaltenen Atems in ihrem Bett kauerte, Schauer um Schauer über den Rücken liefen. Den ganzen nächsten Tag saß er dann noch unbeweglich, ohne Speise und Trank anzunehmen, und komponierte Variationen über sein Geisterthema — — — —

Die andere Nacht kam dann wieder das Hundchen Nelly und winselte — — — — — — — — —

Die Singakademie zu Hannover wollte Stücke aus dem „Manfred" aufführen; im zweiten Teil des Konzerts sollte Klara spielen. Die Sorgenreiche zögerte, ihre Zusage zu geben. Roberts Befinden wollte ihr jeden Reisegedanken verbieten. Außerdem fühlte sie sich wieder einmal Mutter werden.

Als Robert von dem Plane hörte, war er sofort Feuer und Flamme. Mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch duldete, und mit krankhaft züngelndem Eifer betrieb er die Fahrt: Würde er bei der Gelegenheit doch wieder mit den Epheben seiner Seele, mit Joachim und Brahms, zusammensein können!

Die beiden Jünglinge standen denn auch auf dem Bahnhof und nahmen ihren Meister und seine Domina ehrfürchtig in Empfang. Das Spiel der Künstlerin erbrachte, obwohl es viel dunkle Untertöne hatte, außerordentlichen Beifall beim Publikum und bei der Hofgesellschaft. Der blinde König, der wie Rosalie Leser mit ahnungsvollen Fühlern des Geistes tastete, neigte sich als bewundernder Freund. Den Komponisten trieben seine Manfredklänge in einen neuen gefährlichen Taumel hinein.

Seine Stummheit schlug um in gehetzte Redseligkeit. Die sonst so unmutige Junge schien dreifach gelöst. Wie in den Tagen des Florestan und Eusebius wogte sein Gang. Fieberisch glänzten ihm

die Augen. Er nannte Brahms seinen Adler, seinen Reiher, seinen Goldfasan, den Phönix, der aus seiner eignen Asche auffahren werde. Er redete Joachim mit seinem Kinderkosenamen Pepi an und strich ihm die blonden Locken aus der altklugen Stirn, zärtlich wie ein Vater. In Strömen der Musik wühlten sie wieder wie Schwimmer, die mit Händen und Füßen um sich schlagen; und Klara, die warnen und wehren wollte, wurde mit fortgerissen.

Als es ans Abschiednehmen ging, tranken sie zum letztenmal rote und weiße Torheit und schließlich Champagner miteinander in einer öffentlichen Schänke. Auf jeden seiner Jünger brachte Robert einen Toast aus, der die ganze Gaststube durchhallte. Dann fing er sogar an zu singen. Er hatte ihnen erzählt, wie er einst gezwungen gewesen, die Anfangstakte seiner B-Dur-Symphonie umzuschreiben; denn als sie zum erstenmal erklangen, brachten die Hörner nur gestopfte Töne heraus, lächerlich, urkomisch! Das machte er ihnen nun vor mit geblähten Backen, und alle Gäste drehten sich neugierig nach dem ausgelassenen Tische um, erstaunt, neben zwei übermütigen jungen Leuten einen sonst würdig aussehenden Herrn in besten Jahren zu finden, der in einer sonderbar innerlichen Weise trunken schien; dazu sog er förmlich an großen schwarzen Zigarren.

Als der Schaumwein die Jünglinge in einen Zustand weicher Gemütsseligkeit hinübergeschäkert hatte, rührte Joachim leise Schumanns Knie: „Wissen

Sie noch, Meister, wie ich in Dresden gespielt hatte und hinterher mit Ihnen an demselben Tischchen sitzen durfte. Draußen war heller Sternhimmel, und Sie zeigten hinaus und sagten: ‚Ob wohl da droben auch Wesen leben, und ob sie gehört haben, wie schön hier auf Erden ein kleiner Junge Musik gemacht hat?‘“

Unsagbar hob Schumann die Stirn mit geschlossenen Augen; wie aus einem Gewirr von Traumnetzen hob er sie, also, daß links und rechts die Gespinste noch an ihm niederhingen. Und so leise, wie er vorhin gelärmt hatte, raunte er, die Hände vorgehalten: „Ich weiß es heute, ihr Lieben, es gibt wahrlich lebendige Wesen da droben, und sie können Musik hören, glaubt mir's. Ja, ich weiß sogar, daß sie welche zu machen verstehen, herrlich, herrlich; oh, — Geistermusik! — Und auch — kleine Hunde — leben — da drüben!“ —

Nicht ohne Besorgnis und ein wenig ratlos brachten am nächsten Morgen die Jünglinge ihre Gäste zur Bahn. Lange noch winkten sie ihnen nach in kalt fasernde Nebel.

Daheim angekommen, spürte Robert sofort, wie sehr ihm seine Seelenärzte fehlten; Seelenärzte, so nannte er die beiden bei sich. Er suchte sofort Tinte und Schreibzeug und setzte einen langen Brief auf. Er dankte ihnen für die schönen Stunden, die sie ihm bereitet hätten, gab ihnen gute Ratschläge für ihre Kunst und erteilte ihnen aufs neue seinen hoch-

priesterlichen Segen. Und er schloß: Nicht nur so wie heut, sondern mit sympathetischer Tinte habe er ihnen schon oft geschrieben. Aber auch zwischen den heutigen Zeilen stehe eine Geheimschrift, die später hervorbrechen werde. Und so möchten sie ihn nicht vergessen und bald antworten in Zeichen und Tönen. — — — — — — — —

Sie antworteten bereits in der Nacht: Robert sah Brahms an seinem Bett stehen, ganz dicht. Er hatte Reiherfedern in der Hand, aus denen Champagner floß. Plötzlich war's nicht mehr Brahms, sondern Joachim, der eine Geige ans Kinn hielt und spielte. Und als er den Bogen weit auszog, daß ein einziges spinnendes Tönen quoll, wurde der Bogen immer länger und länger, endlos, wie eine Riesennadel, und — die — fuhr — ihm — ins — Ohr — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Mond schien. Die kleinen schmalen Vierfensterhäuser der innersten Stadt standen mit ihren nach oben spitz zulaufenden Giebeln da wie Philister in Nachthemden, kalkblaß, mit glasigen Augen, die Hände über dem Schädel verstört zusammengeschlagen. Anderen schnitten scharfe Schatten Dreiecke, Vierecke, bizarre Bogen aus ihren verrenkten Leibern, so daß aus Wunden und verhohlenen Löchern schwarzes Blut in das Buckelpflaster der Gasse zu rieseln schien.

Über diese Schattentümpel sprang ein Mann, als

meide er Regenlachen. Dann wieder stieg er vorsichtig, förmlich auf Zehenspitzen, gleich einem, der durch flaches Wasser watet, über weite Glanzflächen hin. Der abenteuerliche Zauber des Lichts in dem Gewinkel der alten Gassen hatte ihn außer sich gebracht. Sein Antlitz, über das der hohe Hut einen Schatten nicht unähnlich einer Halbmaske legte, starrte bleich aus dunklem Mantelschwung. Seine Hände haschten mit gespreizten Fingern ins Leere, als wollte er sich mit ihnen vorwärtsrudern. Gleich einem Wrack in unwiderstehlicher Brandung trieb er.

Dann und wann fielen Glockentöne nieder in die Stille der Nacht, gespenstige Ruderschläge der Zeit. Dann wogte diese Stille um ihn, vermischt mit der dünnen Milch des Mondes, im phantastischen Gebaren einer unsäglichen Meerestiefe; es zog ihn durch sie hin wie einen armen, blutlosen, verhexten Klabautermann.

Kein andrer als der vormals städtische Kapellmeister Robert Schumann war's, der so sonderbar ziellos durch die Mitternacht steuerte, der Region der Körper minder zugehörig als der der Geister. Fieberische Unruhe hatte ihn tagelang schon um sich selber gepeitscht; unausdeutbares Geflüster des Blutes hatte sein Inneres aufgewiegelt, so daß all die verknäuelte Rastlosigkeit, die je und je wie ein schicksalhafter Wegelagerer zusammengeringelt neben seinem Herzen lauerte, wieder einmal hervorgeschossen in Strudeln wie fressendes Feuer.

Nachdem er bereits den Nachmittag weit über Land gewesen war und die Gattin sowohl wie die beiden ältesten Kinder ohne Geduld und Plan auf schlechten Wegen durch eine Natur gezogen hatte, die in der Lüge falschen, verfrühten Frühlings fröstelte, war diesen Abend trotz aller Ermüdung das Fieber in ihm erst recht wild geworden. Klaras beschwörender Sorge nicht achtend, war er fortgestürzt. Nun schweifte er fast schon eine Stunde über verlassene Straßen und Plätze, an schlaftrunkenen Mauern, unter traumknisterndem Geäste hin.

Sein Atem streifte die Krempe seines Hutes wie mit Fledermausflügeln. Eine Krähe schreckte plump vor dem Knirschen seiner Schritte auf am Rand des Hofgartens. Bei den Ursulinerinnen stand ein einsames helles Fenster über Säulensimsen wie ein schlummerloses Auge. Hinter der Lambertuskirche, wo die Schächer mit Qualgebärden neben Christus an hohen Kreuzen hingen und wo am Tag die Schar der frommen Katholiken inbrünstig den hastigen Schritt verhielt, kniete niemand als das Votivlämpchen; sein Flämmlein hüpfte wie ein Kind, das spielvergessen mit sich selber tanzt. Sonst regte sich nichts Lebendiges um den verstörten Wandler.

Nun er in eine breite Allee einbog, ließ sich der Mond ganz tief zu ihm herab. In den Dachfenstern der stattlichen Bürgerhäuser, die über kahlen beschnittenen Linden aufblinkten, schlenderte er schräg mit ihm und hielt gleichen Schritt mit seinen stam-

melnden Füßen. Jetzt stieß er sich scharf an dem Giebel, hinter dem Mendelssohn sein Oratorium „Paulus“ geschrieben, als der auch einmal Düsseldorfer Musikdirektor war. Jetzt strich er fahl wie mit Leichenfingern über die niedere Stirn des Hauses, drin eine menschliche Mutter einst unter Schmerzen Heinrich Heine geboren. Jetzt versank er in dem verkrampften Astgewirr alter Weißbuchen.

Als der Mittnachtgänger zum zweiten, dritten Male den Marktplatz überquerte, ritt der Kurfürst Jan Wilhelm in schwarzem Harnisch und Perücke gleich einem Phantom auf seinem Sockel, und sein Paradepferd leuchtete geisterhaft wie ein Roß der Apokalypse.

Und da! Stieg es nicht hoch und stieß Dampf aus den Nüstern? Nein, es senkte nur den stolzen Hals und tänzelte in zierlichen Kurbetten. Und der Kurfürst tätschelte ihm die Flanke. Und schon stand es wieder wie aus Erz. Aber jetzt sprang plötzlich der Reiter aus den Bügeln, daß dumpf die Sporen klirrten, und verließ den Sockel und — kam — über die Katzenköpfe — breitbeinig — tapp, tapp — tapp, tapp — — —

Der Nachtwandler bog sich einen Pulsschlag grausengeschüttelt vor, dann warf er sich zurück in die Schattenkluft einer Gasse. Er strebte von dannen mit Händen und Füßen, daß das Pflaster aufschrie und seine Hilferufe von den Backsteinfronten widergellten. Er hielt sich die Ohren zu im Laufen und

keuchte laut. Dennoch hörte er's hinter sich: geheimnisvoll, gespensterhaft, steinern, ehern, — tapp, tapp —! Er setzte um die Ecke, duckte sich durch eine jäh gähnende Pforte, stürmte ein Stück über winterlich verheertes Gartenland, erschien wieder im Mondbezirk des Wegs, horchte, äugte, indes ihm das Herz bis in den Hals schlug: Tapp, tapp — tapp, tapp — —! Das dämonische Schreiten war hinter ihm!

Da fuhr es wie ein Riß durch das brodelnde Denken des Flüchtenden: In der ersten Nacht, die er mit den Seinen in dieser Stadt verbracht hatte, war ihm da nicht einer — tapp, tapp — geheimnisbang durch martervollen, wüsten Traum gegangen, hatte ihm da nicht der Steinerne Gast eine schreckhafte Visite gemacht, Unheil und Verschattung in starrgemeißelten Zügen? Wahrhaftig — tapp, tapp — tapp, tapp — der Komtur war vom spukhaften Rosse gestiegen, der Steinerne Gast war hinter ihm drein, unaufhaltsames Verhängnis war ihm auf den Fersen — tapp — — tapp — tapp — — — —

Er stürzte weiter, schweißtriefend, mit hämmernden Pulsen, mit wankenden Knien, straßenauf, straßenab, kreuz und quer durch Torbogen, Winkel, Höfe, Mauerschlüchte, zwischen Planken und Heckendorn, wo störrische Zweige eisig nach seiner Gurgel griffen. Hohl donnerte der Boden, drin der Frost noch in dicken Klumpen saß. Er taumelte als Widersacher seiner eigenen Spur, er wankte in Irr-

gängen, aus denen ewig kein Entrinnen schien, er zerstieß sich die Stirn an fratzenhaft getürmtem Gemäuer wie an den Wänden eines tausendkämmerigen Labyrinths, das ehern und unerbittlich wie grinsendes Schicksal kantete — — — — — — —

Schließlich stellten den Gehetzten drei biedere Handwerksmeister. Schwer bezecht aus einer späten Weinstube entlassen, stolperten sie Arm in Arm die Gasse her. Sie fanden sein hemmungsloses Wesen dem ihrigen gemäß, umhalsten, drückten, küßten ihn und zwangen den Besinnungslosen in den lächerlichen Wahnwitz ihrer Spiralen.

Häuser neigten sich vor ihnen, Laternen sanken vor ihnen in die Knie, der Mond machte Sprünge wie ein baumelndes Lampion. Das Lampion verblaßte im Cancan tanzender Wolken. Nun schluckte die Straße das Getümmel der Engumschlungenen in böses Dunkel hinein. Gehässig lag sie auf einmal, seit das Lampion verblichen, karg wie ein Taschenspieler nach dem letzten Kunststück, schnöde wie eine Seiltänzerin nach der Flitterszene, ohne Schminke, ohne Kniff und Lüge, ohne Gewalt der Gaukelei. Aber über ihr jagten in Wolkenrissen Sterne auf als brennende Vögel der Nacht — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der städtische Wächter, den der Lärm der Trunkenen aus verstecktem Schlummerloch herangenötigt hatte, öffnete endlich die Pforte des Irrgartens.

Den zerstörten Mann im hohen Hut und schwar-

zen Mantel brachte er kopfschüttelnd nach Hause, indes die andern drei lallend auf den kalten Stufen zu Füßen des Kurfürsten zu Bett gingen.

Riesenhaft ritt jetzt der Reiter auf dem apokalyptischen Roß in das Aschgrau des Morgens, der fernher dämmerte — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Inzwischen war mit Neuschnee und Regen wieder einmal der Karneval herangekommen, der rheinische Karneval, der hundertmal toller und narrenseliger juchheite als der Fasching zu Firlenz und der jedes Jahr vom ersten Tag des Jänner bis an Aschermittwochs Schwelle eine kunterbunte Welt auf den Kopf stellte, immer wilder und wahnwitziger, je mehr er sich dem Fastelabend nahte.

Diesmal hatte der Düsseldorfer „Malkasten" etwas ganz Besonderes vor. Der „Malkasten", das war der Bund der Künstler und Kunstenthusiasten, der im Freiheitsjahr Achtundvierzig aus Revolutionsgelüst und staatsgefährlichen Brandreden und aus der Sehnsucht nach einer einheitlichen deutschen Kaiserherrlichkeit herausgewachsen war. Nicht nur gegen die rückschrittlichen Machthaber der Zeit, gegen die öffentliche Gewalt mit den Geierschnäbeln war er zusammengeschlossen, sondern auch wider die tausend kleinen flauen Seelen des Alltags, Spießer und Spießergesippe. Ähnlich dem Leipziger Davidsbund

führte er in seinem Schild die Losung: Wider die Philister und die Piefkes, womit er die Zipfelmützen und die drolligen dumpfen, viechsmäßigen Knopfgießer meinte. Und das tägliche Stoßgebet und Feldgeschrei aller seiner Mitglieder, besonders der jüngsten, die von Glanz und künftigem Ruhm noch die überschwenglichen Träume der Unenttäuschtheit träumten, hieß: Ich komm' doch durch, durch komm' ich doch! Sein Wappen aber war ein zweiköpfiger Adler auf goldnem Grund; dem saß das ehrwürdige Zeichen der deutschen Malerzunft auf die Brust geheftet, die Dreiheit der silbernen Schildlein, die weiland Kaiser Karl der Fünfte dem Altmeister Albrecht Dürer verliehen. In den Fängen hielt der Zweiköpfige einen Bierkrug und einen beziehungsvollen Hausschlüssel.

Dieser „Malkasten" wollte ein Fest begehen unter Schutz und Förderung der Faschingslaune, das so recht ein Spiegelbild des Lebens sei. Dazu hatte er sich der Mithilfe aller geistigen Düsseldorfer seit langem versichert. Zu Schumann war der Akademiedirektor Schadow in Begleitung des vielseitigen Hasenclever selber gekommen.

Robert hatte zwar um seines schlimmen Zustandes willen alle tätige Anteilnahme abgelehnt; daß er aber versprach, wenigstens als Zuschauer mitzuwirken, davon war er durch Klaras ängstliche Zeichensprache hinter dem Rücken der beiden Gäste nicht abzubringen gewesen. Wider die Philister und

die Pieſkes! Ein Spiegelbild des Lebens! Er hätte der Davidsbündler in Perſon nicht ſein dürfen, wenn ihn das nicht gelockt hätte!

Nun war's ſoweit. Roſenmontag! Seine ſchalkhafte Majeſtät der Prinz Karneval hatte mit ſeinen ihm zugeordneten Bevollmächtigten des Hanswurſten und verpflichteten Mehrern ſeines großen Reiches kundgetan, daß in Anbetracht der trübſeligen Zeitläufte der lichte Thron der Fröhlichkeit und Narrheit wiederumb aufgerichtet worden ſei in der guten Stadt an Düſſel und Rhein und daß ſich um ſelbigen alsbald verſammeln möchten alle, ſo Weisheit unter der Schellenkappe trügen oder zum mindeſten danach verlangten. Und ſo kreiſte denn auch das Schumannſche Ehepaar im Wirbel der rheiniſchen Narretei. Fanatiſch hatte Robert trotz aller Einwendungen Klaras darauf beſtanden, ſein Verſprechen zu halten. Und da laut ſtrengem Geſetz niemand unmaskiert am Feſt teilnehmen durfte, ging die blaſſe Frau als himmelblauer, der Davidsbündler als ſchwarzer Domino.

Sinnverwirrend war das Treiben in den prunkvoll ausgeſtatteten Sälen. Der Larventanz des Seins, hier war er in dionyſiſcher Aufſtutzung ſelbſtverſtändliche Begebenheit geworden. Dort ward der Harlekin hingeſpielt, und dort liebte Colombine, und dort ſprang Pierrot, in ein weites weißes Wämschen gehüllt mit ungeheuren ſchwarzen Knöpfen dran, und lächelte durch Tränen. Peitſchen

gellten. Champagnerpfropfen kobolzten durch die Luft. Unauslöschliches Gelächter kreischte. Ein Regen von Blumen, Apfelsinen, Konfettischlangen! Und Musik! Musik, die das Chaos in einen leichten frohen Kreis befahl, Musik, die diesen Kreis nach dem Silbenmaß der ewigen Schönheit bewegte, Musik!

An den Klassiker seiner florestanisch-eusebianischen Tage mußte Robert denken, an Jean Paul und seine Tanzphilosophie, daß ein Maskenball vielleicht das Höchste wäre, was der spielenden Poesie das Leben nachzuspielen vermöchte, und daß dabei die Menschen, endlich einmal wahre Poeten, sich selber nachdichteten und alles Sein dazu. Er spähte glühenden Blicks, ob nicht die Zwillingsbrüder Walt und Vult irgendwo um die süße Wina schwärmten, ob nicht Spes, die Hoffnung, Lilien in der Hand, irgendwo aus dem Getümmel tauche. Er erspähte nichts. Wohl aber umbrandete ihn der Wirbelreigen der abgezogenen Bilder mit so aufpeitschender Gewalt, daß schießende Funken heiß um seine Augen stoben und er das erschrockene Weib an seiner Seite in den Taumel riß: „Komm, du; wir sind ein Feuerwerk, das ein mächtiger Geist in verschiedenen Figuren abbrennt, sagt Jean Paul. Laß uns verbrennen, süße Wina, laß uns mitverbrennen!“ — — — — —

Das Ministerium des Prinzen Karneval hatte eine Spiegelbilderei des Daseins angeordnet innerhalb seines Schalksgepränges. Es hatte diese Auf-

gabe am trefflichsten zu lösen geglaubt, nicht wenn es der spielenden Poesie das Leben nachspiele, wie jener tote Dichter wollte, sondern wenn es vielmehr die ewigen Gestalten der Dichtkunst aufbiete als die höchsten und erlauchtesten Ideenträger der Menschenwelt, um von ihnen allerfarbigsten Abglanz des Seins zu erbitten.

Umlärmt vom buckligen Satyrspiel düsseldorfischer Trabanten, nahten sie im wuchernden Larvenfestzug: Faust und Gretchen, von einem geschwätzigen Mephisto bedient, dem der Kopf tief zwischen den Schultern saß, Wilhelm Tell, die Königin Maria Stuart höfisch am Arme führend, Hermann mit Dorothea. Don Quijote, spindeldürr in rostigem Blech, klapperte an Eulenspiegels Seite; die Literaturnarren der Welt machten ihnen den Hof: Plumpudding, Jean Potage, Pickelhering, Makkaroni. Ein tölpelhafter Gargantua bemühte sich um Mignon und Scheherazade. Die schönen Frauen des Märchens lächelten hinter Halbmasken; Blumenhagel ging nieder auf Undine und Magelone und Genoveva. Hamlet wog einen Schädel in schwermütiger Hand. In langhinschleppendem Mantelsamt barg Manfred seine mitternächtigen Züge.

Den Beschluß machte, auf seidenem Sitz, von blauroten Narren getragen, der lachende Regent all dieser Vasallen, Prinz Karneval. Er neigte sich huldvoll seinem jubelnden Volk, von Flitter und

Tand erglitzernd. Pauken rollten ihm entgegen. Fanfaren umloderten ihn. Er machte aus Ja Nein und aus Nein Ja, aus Gestern Heute, aus Schatten Wesen, Masken aus Herzen mit seinem allmählich waltenden Zauberstab. Jan und Pitter, Drickes und Marizzebill, die Unzahl rheinischer Rabauen balgte sich um ein gnädiges Zucken seiner Wimper.

Dem Davidsbündler im schwarzen Domino war's, als stände er vor einer riesigen Zauberlaterne seines anderen Dichters Ernst Theodor Amadeus, als führe der wahnsinnige Kapellmeister alle Pläne, Entwürfe, Gestaltungen seiner Brust in spukhaften Transparenten an ihm vorbei. Die Melodien, die er um Faust und Gretchen geschlungen, kränzewindend rauschten sie aus seiner Brust und warfen sich, von einem rätselhaften Wind gebauscht, als Konfettischlangen um jene beiden, die da unten schritten. Genoveven grüßte er mit der nur ihm vernehmbaren Himmelfahrt einer schwärmerischen Oktave. Das Blut, mit dem er dem hohläugigen Gespenste Manfreds die Adern prall gemacht, in Notenbächen rann es an ihm nieder; die Estrade hinab rann es über marmorne Stufen und färbte den Teppich rot — — — — — — — — — — — — — —

Er stand und starrte nach seinen Phantomen: Sein zweites Ich, dünkte ihn, schritt mit ihnen im Saale. Mit *seinen* Pulsen, mit *seinen* Atemzügen, mit dem Gerüst *seines* lebendigen Willens, dünkte ihn, wandelten sie von dannen, also daß er

ausgeblasen stand und ohne Herzschlag und ohne Sinn und wankte — — — — — — — — — — —

So ward er auch nur noch wie durch einen Flor gewahr, was weiter geschah im Zeichen der Schellenkappe. Der aufgelöste Festzug ballte sich zu neuen Gruppen zusammen. Hier wurden Tänze geschritten nach vertrackten Rhythmen. Dort entwickelten sich Possen, Schwänke, Komödien aus den Forderungen der historischen Gewänder. Rüpel brandmarkten die Taten des städtischen Magistrats während des vergangenen Narrenjahrs. Eine spitzzüngige Richterschaft von Gecken rezensierte laut die Bilder der letzten Malerausstellung. Kohorten mit großen Pappschildern, drauf allerhand Boshaft-Spöttisches gepinselt war, durchpilgerten die Räume, von Gelächter umspült wie von Sturzwellen.

Das meiste Aufsehen erregte unter diesen ein Trupp in Zylinderhüten, der sich die Münder mit schwarzen Heftpflastern verklebt hatte und auf einem Kehrichtwagen eine zerbeulte Posaune, die Bruchstücke einer Flöte und einen jammerhaften Leierkasten zu Grabe führte. Sie warben auf einer großen Papptafel um Gesinnungsgenossen zur Gründung eines Anti-Musikvereins gegen schlechte und schlecht ausgeführte Musik in Düsseldorf. Der Ruf „Narren, laßt die Narren vorbei!“ machte ihnen Bahn zu allen Gemächern. Eine unübersehbare Bienentraube, hing an ihnen die ständig wachsende Schalkszahl ihrer eben geworbenen Mitglieder. Bald hatte sich ihre spöt-

tische Macht so vermehrt, daß die halbe Festgemeinde krakeelend zu ihrem Paniere schwur.

Der närrische Eigensinn ihres Witzes erstieg alsbald die Tribünen, dämpfte mit kuriosen Drohgebärden Geträller und Singsang dort und hier und löschte schließlich alle Musikkapellen aus, die in den Räumen verstreut waren. Eine jähe, sonderbar murmelnde Stille fiel auf das Fest. Es war ein paar Herzschläge lang, als sage sich etwas Beängstigendes, Feindliches, Unheilvolles an gleich einem geisterhaften Störenfried. Befangenheit, Neugier, Verwirrung!

Da hob Prinz Karneval den Zauberstab und tilgte mit einem Schlage den Spuk. Die angestaute Brandung toste zurück. Korybantische Laune schoß von neuem zu Bündeln und Garben empor. Aus hundert Hinterhalten prasselte Musik in entgeisterten Orgien. —

Der schwarze Domino griff sich mit beiden Händen an den Kopf und sank nieder —

* *
*

Daheim zu Bett gebracht, fand Robert keinen Schlaf. Orgien, Veitstänze von Musik rasten um ihn. Die Kammer ward zum wahnwitzigen Tummelplatz mehrerer voller Orchester, die bekannte Stücke in wütendem Durcheinander über rätselhafte

Instrumente jagten, bis auf dem letzten Akkord der Klang stehenblieb, schwoll, sich überschlug und als betäubender Orkan auf zwei hilflose Trommelfelle einbrach. Der Kranke schlug um sich mit Händen und Füßen und stöhnte. Er konnte die Lawinen nicht wegwälzen, die ihn begruben.

Gegen Morgen wandelte sich das chaotische Klingen. Gesänge einer überirdischen Glasharmonika mischten sich hinein. Äolsharfen lösten das Geschrill der Martertöne. Die Züge des Leidenden glätteten, erhellten sich. Er lag mit geschlossenen Augen und strahlte. Engel sah er auf- und niedersteigen: Harmonie ihr Schweben! Barmherziger Schlummer deckte ihn für ein paar Stunden zu.

Nachdem er erzwungen hatte aufzustehen, saß er den ganzen Vormittag am Schreibtisch und lauschte verzückten Blicks, die Feder in der Hand, ob die Engel nicht wiederkämen. Sie fittichten nur fern. Zuweilen aber wisperten dicht ihre Flügel. Er wandte das Antlitz. Da waren es Regentropfen, die die Scheiben ritzten, Schnee, der vom Dach niederrieselte auf den Fensterstein. Draußen zertaute die Welt.

Als sie immer und immer nicht näherkommen wollten, die Sphärischen, ward er ungeduldig, schlurfte die Treppe nieder vors Haus und stand schnöde im Regen. Das silberne Getröpfel um ihn ward stärker. Zu seinen Füßen gurgelten Rinnsale, zahllose, in ein Gossengitter. Unnennbar melodisch

glöckelten sie dumpf hinab. Er neigte sich und lauschte berückt. Ganz unten, tief, tief: Rauschen!

Als Klara die Treppe herabflog und nach ihm griff, wehrte er sich: „Hörst du die Musik der Tiefe?" Und als sie ihn weinend, fast gewaltsam, die Stufen wieder emporzog, kicherte er in sich hinein: „Ich habe — die — kristallene — Musik — der Tiefe — gehört, ich — — ha—be — — —"

Nach Mittag kam Hasenclever und brachte einen medizinischen Kollegen mit. Robert saß, drehte seinen Trauring und lächelte aus dem Fenster.

Während die beiden Ärzte die schluchzende Frau zum Zimmer hinausführten, schlich er sich auf den Zehenspitzen zur Tür, glitt abermals die Treppe nieder und verschwand im Regen. Barhaupt, in Schlafrock und Filzschuhen schlurfte er, in sich geduckt, ohne Empfindung für Nässe und Kälte. Das Tröpfeln, Rinnen, Rauschen zerfließenden Februars um ihn zeigte ihm den Weg. Schließlich ward aus dem Rauschen gebieterisches Dröhnen. Da beschleunigten sich unbewußt seine Schritte. Der Rhein schoß breit, Hochwasser führend, grenzenlos. In Dunst und Nebel verschwamm die Uferwelt.

Am Brückenhaus öffnete sich widerwillig das kleine Schiebefenster. Regen peitschte schräg. Der einsam sonderbare Spaziergänger hatte kein Geld bei sich. So gab er sein Halstuch als Pfand. Das Fenster schloß sich knarrend.

Vorwärtstaumelnd fühlte er nur, wie das Rau-

schen sich geheimnisvoll unter seine Schritte schob, wie es die Fläche unter seinen Füßen bewegte. Das Bodenlose, das Manfred von der Gletscherklippe niedergewinkt hatte, es zog auch ihn.

Mit Anstrengung rang er dem nassen Finger seiner rechten Hand den Ring ab, auf dem Klaras Name stand, und warf ihn weit in das Rauschen. Dann überstieg er pustend das niedere Geländer, schloß die Augen, machte die Arme breit und schenkte sich der Tiefe — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Gemsjäger, der Manfred vom Todesschlund zurückgerissen, — in Gestalt eines Schifferknechtes fischte er den Besinnungslosen aus den Fluten.

Am Brückenkopf lag ein kleiner Dampfer vor Anker. Von dessen Verdeck war dem Schiffer, als er gerade mit dem Kapitän am Steuer stand, der absonderliche Regengänger aufgefallen. Sie waren ihm mit neugierigen Blicken gefolgt — und brachten ihn nun die Straße hergetragen. Die Hafenpolizei hatte den städtischen Musikdirektor sofort erkannt.

Fastelabendmasken, die zu neuen Narreteien ausholten, folgten dem Zuge. Freunde des Schumannschen Hauses, längst suchend nach allen Seiten unterwegs, unter ihnen Hasenclever, kamen ihm entgegen. Sie leiteten ihn vollends heim und brachten einen zerstörten Geist ins Leben zurück. Sie waren es auch, die durchsetzten, daß die fassungslose Gattin

den Gefährten so nicht sah und mit den Kindern zu Rosalie Leser wankte. —

Es wurde früh dunkel an diesem fratzenhaften Februartag. Schlotternd und triefend verlor sich der Karneval in einen undurchdringlichen Aschermittwoch.

5

Kommst nimmermehr aus diesem Wald —



Die zwei jungen Freunde in Hannover hatten kaum von dem entsetzlichen Unglück ihres Meisters gehört, als sie alles stehen und liegen ließen und nach Düsseldorf eilten. Die Geheimschrift, von der er in seinem letzten Briefe orakelt hatte, war nun freilich hervorgebrochen; schaudernd mußten sie sie enträtseln.

Sie fanden den Zerstörten nicht mehr vor. Die beiden Ärzte hatten der Gattin die Einwilligung abgerungen, ihn in einer Heilstätte unterbringen zu dürfen. Er selber hatte es mit fiebrischer Dringlichkeit gewünscht, nachdem er wieder zu sich gekommen. So war denn Hasenclever, von zwei Wärtern begleitet, bereits mit ihm unterwegs. Doktor Richarz, der Inhaber einer Privatheilanstalt für Geisteskranke in Endenich bei Bonn, wollte sich seiner annehmen.

Auch Klara hatte ihn nicht noch einmal gesehen. Man hatte sie wie ihn von allen weiteren Erschütterungen ängstlich ferngehalten. Erst durch Marianne Bargiel, die noch früher als die beiden Freunde zur Stelle gewesen, war ihr überhaupt Kunde geworden über den wahren Sachverhalt seines Zusammenbruchs. Nun saß sie, versteinerten Antlitzes, gelb-

lich, um Jahre gealtert. Die beiden Jünglinge stammelten schluchzende Verstörtheit auf eine eiskalte Hand.

Rosalie Leser, bei der sie noch immer weilte, war schwesterlich um sie mit den Erfahrungen der Leidträgerin. Marianne betreute ihre Enkelkinder. Die Blinde und die Mutter, sie hatten wenig Worte zu wechseln gebraucht, sie hatten einander gleich verstanden; nicht im Panthersprung mit Blitz und Schlag war das Unheil über sie hereingebrochen; sie waren schon lange sehend gewesen.

Klaras Starrheit löste sich erst ein wenig, als Hasenclever zurückkam und Bericht erstattete. Der Kranke hatte zwei hübsche Zimmer gefunden im Erdgeschoß, mit Morgensonne und dem Blick auf das Siebengebirge, dazu einen Wärter für sich allein. Er war ruhig und sanft gewesen, und Doktor Richarz hatte gute Hoffnung gezeigt. Das Veilchentöpfchen, das sie für ihn mitgegeben, stehe nun an seinem Bett, und er lächle ihm zu.

Nach diesem konnten's die Freunde wagen, die Trostgewalt der Töne anzurufen. Sie spielten Robert Schumann. Erst furchtsam, herzbeklommen spielten sie, wie an eines Gottes Tempeltür, dann entschlossen und gewiß, von der Schmerzgebärde dieser Erdenfahrt durchrüttelt, von der Zeugenschaft für seine Sendung bekenntnisfroh umlodert: Jünger, über deren hellen Scheiteln Flämmchen aufsprühten.

Da ward dem gemarterten Weib das Labsal der Tränen — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Friedrich Wieck saß bei Torniamenti auf der Dresdner Terrasse und las Zeitungen. Er saß an seinem gewohnten Platz wie fast täglich allein. Mit den meisten der übrigen Stammgäste hatte er sich längst verzankt, weil er die neusten Gazetten stets für sich beanspruchte und immer einen ganzen Stapel um sich häufte. Ab und zu nahm er einen Schluck starkgesüßten Kaffees. Seine Augen, trotz vorgerückten Alters noch immer ohne Glas, folgten den Druckseiten, die er weit von sich abhielt, mit der Wißbegier des weltoffenen Kopfes, zugleich auch mit dem Hochmut des politischen Wettermachers. Daß sich die Türken, nachdem ihnen die Russen ihre Flotte kaputtgeschlagen hatten, immer noch nicht recht wieder aufrappeln wollten, mißfiel ihm außerordentlich, und er zog die buschigen Brauen grausam in die Höhe. Daß Sachsen wie alle übrigen deutschen Mittelstaaten nicht einsehen lernen mochte, wieviel Beglückendes der König von Preußen mit ihm im Sinne habe, ließ keine rechte Freude aufkommen über die unverhohlene Tatsache, daß es mit allen Revolutiönchen und Barrikadenspäßen bis auf weiteres aus und Essig sei; er stieß das störrische Kinn entrüstet gegen das seidene Halstuch und rührte mit klirrendem Löffel im Kaffee. — Die Asche einer

dickleibigen Sumatra bestäubte seine pfeffergraue Cheviothose, und er merkte es nicht, so angelegentlich verfolgte er alle Berichte über Verbesserungen an Musikinstrumenten, insbesondere Klavieren, so kritisch prüfte er alle Anzeigen neuer Methoden, das Pianofortespiel zu erlernen oder die Singstimme zu veredeln. Und als er las, daß der Komponist Richard Wagner, seit seiner Flucht aus Dresden in Zürich ansässig, eine Oper, betitelt „Das Rheingold", entworfen habe, gewissermaßen als Auftakt zu einem ganzen Nibelungendrama, lächelte er mehr als sauer.

Plötzlich jedoch stieß er die scharfe Nase vor wie einen Geierschnabel, schlug mit der Rückfläche der Hand auf die Lettern, als glaube er sich vexiert, und nahm Wort für Wort mit geblähten Nüstern in Haft: Tatsächlich, es blieb dabei! Aus Düsseldorf meldete der Korrespondent, daß sich der angesehene Tondichter Robert Schumann, der ehemalige Kapellmeister der Stadt, in einem Anfall geistiger Umnachtung in den Rhein gestürzt habe.

Wieck lachte schrill auf und schnaufte wie einer, der siegbesessen als erster am Ziel einer Kampfbahn angekommen. Triumphierend reckte er den mageren Hals, daß der Adamsapfel sichtbar ward, und ließ seinen Blick mit Genugtuung ruckweise an den Gesichtern hinlaufen, die sich seinem Gelächter befremdet zugewandt hatten.

„Hi hi," giftete er, als er sofort den Markör bezahlte und gewohnheitsmäßig scharf nach falschen

Groschen spähte, „hi hi hi! Also doch verrückt! Netter Herr Schwiegersohn! Als ob ich's nicht gewittert hätte! Aber der alte Wieck sollte ja nicht recht haben, der sollte ja den Prozeß verlieren und die Tochter dazu! Ha, und er hat doch recht behalten, der alte Wieck! — Verrückt! Verrückt! — Nun schnell zu Geheimrats, damit die arrogante Gans pünktlich ihre Stunde kriegt, und dann nach Hause: Werden d i e aber lauschen! Nette Familienneuigkeit!"

Er goß den Benediktiner hinter, den er stets ein für allemal zugleich mit den neusten Gazetten neben seine Tasse befohlen, sobald er hochbeinig das kleine Kaffeehaus betrat, und stürmte von dannen. Die übrigen Gäste würdigte er nicht eines Blickes mehr.

Im Flur der geheimrätlichen Wohnung hätte er beinahe den Doktor Carus umgerannt, der von der leidenden Hausfrau kam. Er schoß sofort seine traurige Wissenschaft in ganzer Breitseite auf den Erschrockenen ab.

Der Hofrat hob die weiße Gelehrtenhand wie zur Wehr und blinzelte betroffen hinter der Brille. Dann nickte er in seinen grauen Zylinder hinein: „So bald schon, so bald; das überrascht mich. Ich hatte Sorge um ihn, seitdem er mir damals bei der Wasserflut im Ponton entgegenfuhr, Sorge; das kann ich Ihnen gestehn." Und indem er diese Begebenheit mit dem Sprung seines unglücklichen Patienten in den Rhein gedankenvoll verknüpfte,

formte sich hinter seiner hohen Stirne wohlerwogen ein Bild. „Wissen Sie, bester Herr Wieck," sagte er langsam, „dieser Robert Schumann war wie ein Strom, der seinem Katarakte zutreibt, ja, seinem Katarakte. Es lag das in seinem vorbestimmten Lauf."

„Sehr richtig," schrie Wieck, und seine Stimme fuhr in dem dunklen Viereck des Flurs herum wie ein böses Tier in seinem Käfig, „hab' ich das nicht schon immer geahnt? Hab' ich ihm darum nicht mit Recht meine Tochter verweigert?"

„Sie vergessen," erwiderte der Arzt sehr ernst und mit einem Unterton von Vorwurf, „daß der Katarakt einen Strom nicht aufzuhalten vermag in seinem — wie soll ich sagen? — in seinem — Siegeszug und daß die Flut nach ihrem Sturze fürdergleitet breit und breiter — —. Ihre liebe Tochter, meine junge, kunstvolle, blasse Freundin, sie tut mir in der Seele leid, aber ich bin überzeugt, sie denkt wie ich. Schreiben Sie ihr — —", er hob umflorte Augen, mit beiden Händen die Rechte des andern suchend. Da wandte der sich jäh und nahm dröhnenden Schrittes die Treppe.

Oben vor der weißen Tür mit den barocken Kartuschen und blitzenden Messingschlössern stand er dann eine Weile keuchend, verwühlt in Bitterkeit.

Indem drang von drinnen seelenvolles Präludieren seiner Schülerin. Er stellte so nebenher mit schulmeisterlicher Genugtuung fest: Gute Schulung!

Und dazu, wenn man gerecht sein wollte: Geschmack und Verständnis!

Da ordnete sich das schweifende Spiel jenseit der Wand nach schwärmerischen Gesetzen der Kunst und klomm in einem Andante cantabile einen sanften Kalvarienberg wehmütigen Wunschgefühls empor.

Der düstere Lauscher zuckte zusammen: Was spielte sie da? Die „Träumerei“ des — Düsseldorfers, die er natürlich kannte, wenn er sie schon, wie alles, was aus jener Feder geflossen, in seinen Stunden nicht traktieren ließ! Die Flut, die nach ihrem Sturze fürdergleitet! dachte er verbissen. Dennoch ward der Musiker auch in ihm von der süßbangen Melancholie frühreifen Frühlings angerührt, die in diesem Stück die Hände faltet. Und in einem merkwürdigen Maße begütigt und wieder zum Menschen gemacht, zog er an der Klingelschnur. —

Noch an demselben Tage schrieb er, die Einwände seiner Frau polternd aus dem Feld schlagend, einen Brief an seine Tochter, in dem er ihr unter einigen großmütigen Floskeln seine Hilfe anbot.

Ein ganz klein wenig Süßigkeit sog die Unglückliche aus diesem Schreiben. Trotzdem stand ihr schicksalhaft fest, daß sie von allen fernhergestreckten teilnahmvollen Händen diese zuletzt ergreifen durfte.

* *
*

Nachdem Joachim und die Mutter zu ihren Pflichten heimgereist, war es der Jüngling Johannes, der

weiterhin Wälle von Trost um Klara türmte. Er fertigte in täppischer Treuherzigkeit die vielen Besucher ab; er widmete sich den Kindern; er spielte ihr die Variationen über das Geisterthema, da ihre eigenen Hände sich noch nicht wieder auf die Tasten getrauten; er stützte sie in der furchtbaren Stunde, da sie zum erstenmal ihre leere Wohnung, des Gefährten entgöttertes Zimmer betrat und auf seinem Schreibtisch ein Papier mit den Worten entdeckte: „Ich werfe meinen Trauring in den Rhein. Tu dasselbe, liebe Klara, damit sich beide Ringe auf ewig vereinen!"

Sie verlor von neuem alle Fassung, und Johannes rang ihr erst notdürftige Beschwichtigung mit dem Versprechen ab, er wolle selber nach Endenich fahren und nach dem Rechten sehn.

Er tat's und fand stille, kleine Häuserchen, in freundliches Frühlingsgrün gebettet. Sprechen durfte er den Meister nicht, aber der Arzt erzählte, daß der Patient im ganzen ruhig sei, viel schlafe und täglich zweimal spazieren gehe. Manchmal freilich kehrten die Beängstigungen zurück, da stürme er im Zimmer hin und her, knie nieder, ringe die Hände; jedoch geschehe das selten. Heute, zum ersten April, habe er einen besonders guten Tag: Blumen wünsch' er sich wie jene im Veilchentöpfchen, von Reisen plaudere er, die er gemacht, ja, den Wärter hab' er sogar schalkhaft in den April geschickt und ihm, dem Doktor, ein Rätsel aufgegeben: Was tiefer sei als das

Meer? — Die Träne! war die Lösung gewesen. Nach seiner Frau und Familie hab' er merkwürdigerweise noch nicht gefragt.

Johannes gab von diesem Bericht an die Harrende weiter, was er für tauglich hielt. Sie richtete sich an neuer Hoffnung empor, willens, wieder Stunden zu geben. Sie öffnete zaudernd ihren Flügel, schloß ihn, machte ihn abermals auf; endlich wagte sie, die Tasten zu rühren. Das erste, was sie spielte, war: „Der Dichter spricht" aus den „Kinderszenen", das bittersüße Stück, das er einstmals so gedeutet hatte: Aber der Künstler ist der Schmerzensmann — — — — — — — — — — —

Die hilfsbereiten Hände, die sich, je länger, je mehr, ihrem aufsehenerregenden Unglück entgegenstreckten, wies sie alle mit dankbarer Bestimmtheit ab. Es tat ihr wohl zu spüren, wieviel uneigennützige Freunde Robert besaß; doch sollte niemand glauben, er hätte sie jeder Habe entblößt zurückgelassen. O, daß ja kein Makel auf ihn fiele! Sie wollte ihre Kräfte verdoppeln, um ihre Kleinen durchzubringen. Und auch das allerletzte Pfand seiner Liebe, das sich immer lebenshungriger unter ihrem Herzen regte, — sie hatte 's ihm nicht einmal gestehen können, dieweil er so ungestüm von ihr ging —, auch dieses Kind sollte ihr nicht bange machen! Wenn der Doktor ihn nur recht bald genesen in ihre Arme heimsenden wollte, ach Gott, recht bald!

Tausendmal schwerer war's in der Nacht, dem Geschick ins mitleidlose Auge zu sehen. Da brachte das kommende Kind, über dessen Geburt sich vielleicht kein Vater mit hellen Blicken beugen würde, sie stundenlang um jede Spur von Schlaf. Wildschluchzende Angst riß sie empor aus den Kissen, herzabdrückende Angst vor dem einsamen Wochenbett. — Da machte sie sich schrille Vorwürfe, daß sie an jenem Unheilstag zu Rosalie Leser gegangen und nicht, allen Vorhaltungen zum Trotz, bei dem armen, armen Schwimmer geblieben war. Nun mußte er Zweifel an ihrer Liebe hegen, nun trug er ihr's nach, nun fragte er mit keinem kleinen Wort nach ihr! Hatte 's der Arzt nicht neulich so geschrieben? Weh, ach weh! —

Da hörte sie den Teuren seufzen, ein paarmal, dicht nebenan und tief. Und sie griff hinüber nach seiner Lagerstätte, und sie griff in leeres Dunkel, — und — er — war — nicht — bei ihr — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

So hatte sie Mühe, sich an seinem vierundvierzigsten Geburtstag aufrecht zu halten. Sie stäubte seinen Schreibtisch ab mit weißem Gesicht und häufte Blumen, Blumen, Blumen. Sie umkränzte sein Bild und küßte es, bis die Lippen schmerzten. Sie riegelte die Tür zu hinter ihrem Jammer und ließ Johannes nicht herein, der sie abholen wollte, auf Lieblingswegen zu wandeln, die sie mit jenem geschritten. Der Jüngling klopfte beharrlich und

wollte sich durchaus nicht fortweisen lassen. Erst nach einer langen Weile trollte er sich wieder von dannen, die Unterlippe vorgeschoben.

Nach drei Tagen gab sie einem Knaben das Leben, der blaß, großäugig, blaugeädert war und leicht, ach, so leicht wie eine Woge Glück — — — —

* *
*

In Endenich lag Robert zuerst viel auf dem Bett, von Schmerzen dumpf auf den Kopf geschlagen, während in seinem Mittelohr das reine A zeterte, zu dem sich neuerdings noch ein anderes Intervall gesellte. Etwas Unausdeutbares, dünkte ihn, war mit ihm vorgegangen. Er hatte einmal gelesen — einmal — vor hundert Jahren —, daß irgendwo ein Mädchen in einen tiefen Brunnen gesprungen sei, ohne sich Schaden zu tun. Unten wäre sie einfach weitergelaufen, in einem anderen Land, auf anderem Gras, unter anderen Bäumen; und alles Frühere wäre von ihr abgeschieden gewesen. So schien das nun mit ihm: Wände, Planken, Mauern trennten ihn von einem — Gestern, das fern — ein Wirrwarr von Brocken — ohne Zusammenhang kauerte — von einem Gestern — das vielleicht — in einem anderen Leben? — wer weiß? —

O, diese Blumen da, sie dufteten in A-Moll. Man müßte aufstehen und welche pflücken. Gewiß! Man müßte aufstehen und — Blumen — pflücken — — — — — — — — — — — — — — —

Er tritt befangen trippelnden Schritts in die Sonne, zwinkernd, schnaufend. Der Wärter folgt von weitem. Er entdeckt einen sonderbar wohlbeleibten Schatten auf dem Kies und betrachtet ihn forschend durch die Lorgnette: Doppelgänger — schwarz — ein dicker schwarzer Mann: Guten Morgen, gehorsamer Diener, Doppel—gänger, Doppel—! — Ach so: Blumen — — — — — — — — — — —

Der rheinische Frühling dehnt sich in durchgoldeter Luft. Liebesunrast der Vögel macht alles Grüne schalmeien. Pfirsichblüte fasert wie Rosengewölk. Schaum, schlohweißer Schaum, duftgebläht, bienendurchläutet, so wogen meilenweit die Obstgärten. Perlmutternes Gestiebe regnen die Hecken in den Strom. Und drüben die Sieben Berge.

Da schleiert sich's zögernd auf um den Kranken. Dem Boten, der von Klara einen Busch Primeln bringt, wird bedeutungsvoll zugenickt. Die Serenaden der Nachtigallen, in Mondschein und Frühlicht geflochten wie der Lurlei girrende Träume, werden huldvoll studiert.

Er spielt ab und zu eine Partie Domino mit dem Wärter, dem Arzt, der Hausdame, die ihn alle lieben. Er tändelt am Klavier und verliert sich in labyrinthische Phantasien.

Oder er grübelt: Er ist krank, kein Zweifel! Und was die Ursache? Die Musik. Die Musik hat seine Gesundheit gefressen, jawohl. Er hat seinen Pulsschlag drangegeben, auf daß seine Werke lebendig

blieben. Der Pelikan, der sich selber die Brust zerreißt, der Pe—li—kan! Dann schmunzelt er unkündbar. — Oder waren die Ahnen schon krank gewesen? Wer sagte das doch immer? Der mit dem Doppelbart, der gute Musikdoktor! Hasenclever! Ja, so hieß er.

Dann kommen die Schatten in seine Träume: Er sitzt zusammen mit seinen Toten, mit Urahnen, Großeltern, Vater, Mutter, den Brüdern, der kleinen Emilie. Bei einem vollen Mahle sitzt er, und schau, da unten sitzt auch ein kleines — kleines Bübchen mit, das die Gabel noch nicht führen kann. Eine violette Musik klingt. Teller und Gläser klappern. Launige Stimmen prallen aneinander. Plötzlich werden die Urahnen stumm und müde, und ihre Köpfe sinken schwer; sie schlafen ein. Löffel sinken aus welken Greisenhänden. Jetzt die Großeltern, die Eltern, die Geschwister, das Bübchen. Zuletzt er selber. Der schöne Lärm des Mahls verzagt, entmurmelt. Stumm mit hängenden Köpfen und geschlagen mit Schlummer die ganze Sippe: *das müde Geschlecht!* — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Im Garten ist auf dem Schieferdach eines Lusthäuschens eine Äolsharfe. Spielerisch bespricht sich der Wind mit ihren Saiten, säuselnd jetzt, anschwellend jetzt zu brausendem Akkord, nun verhauchend wie zitternder Seufzer. Unaussprechliches Klingen da oben in Liebe und Haß und Wehmut und Sehn-

sucht. Urmusik! Es jagt einer sein Gefühl über die Harfe, seinen Zorn, seinen Durst ins All, einer, der zum erstenmal fühlt, zürnt, durstet, zum erstenmal ein für allemal, ein großer Gott der Seele, — Pan! Was gilt ihm Form? Was gilt ihm Gesetz? Tonika, Terz, Dominante, lächerliche Krücken und Fesselketten! Er tönt! Der Euphon Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns tönt! O, — mit — ihm — tönen — orgeln — lispeln — ster—ben —

Nicht nur der Euphon tönt, — Herz, Herz! — Luft, Wasser, Erde tönt. Die Sieben Berge tönen als fabelhafte Tonleiter Gottes. Himmel rauscht nieder in prasselnden Trommelrhythmen. Donner wühlt in den Kesselpauken der ewigen Rätsel. Blitz keilt schräg und spaltet unendlich getürmtes Gewölk mit einem Posaunenschrei. Und da, da, über den Sieben Bergen, hoch, weit, maßlos ins Firmament gemeißelt ein Gigant, ein titanischer Kopf, eine Gottesmaske — Beethoven! Das gewitternde Antlitz Beethovens dunkelt über dem Horizont der Erde, dunkelt, schattet, begräbt die Erde. Nichts ist, nichts kann bestehen vor ihm! Nichts — nichts! — Aber eine Seele, eine einzige, weiß, mit Falterflügeln, wagt dennoch den Flug gegen den Koloß, von Angst und Trieb und Ehrfurcht hin und her geschleudert. Sie taumelt um die todstarrenden Götteraugen, sie fitticht wider den in Leid und Trotz verfelsten Mund. Und wie immer die Einfalt täppisch nach dem Quell der Töne faßt, rührt sie die

ewigen Lippen. Und jetzt — o Gnade! o welt-bejahender Augenblick! — Die Lippen schweifen, sie beben, sie lächeln. Sie lächeln Licht. Und Wollust pulst im All. Melodie! Melodie! Sphärenzu entschweben Himmel und Erde in harmonischen Kreisen — — — — — — — — — — — — — — —

So wird Roberts Schritt wieder rascher, fester im Anhauch heller Friedenstage, frisch gerötet sein volles Gesicht. Wie goldene Samenstreu der Pflanzen im Wind fernhin zu Schluchten und Ruinen treibt, ist ein jenseitiges Lächeln seinen Zügen angeweht. Er schwingt das Taschentuch in die linde Luft, wenn er spazieren geht mit dem Wärter, landeinwärts, nicht an den Strom, gegen Bonn zu und den schimmernden Bonner Friedhof. Er sucht Niebuhrs, des klassischen Geschichtschreibers, Grab und betrachtet den Hügel, unter dem sie Schillers Sohn zur Ruhe brachten. Er pilgert wochenlang Tag für Tag zu dem bronzenen Standbild Beethovens, das vor dem doppeltürmigen Münster steht, und preßt das Taschentuch an den Mund und atmet hörbar.

Und als sich eines schönen Morgens die Hausdame anschickt, nach Düsseldorf zu fahren, fragt sie ihn, ob er was zu bestellen habe. Da brummelt er erfreut, reißt Nelken und Rosen ab in Mengen und reicht sie mit beiden Händen: „Da!"

Und wie sie forscht: Für wen, wem sie sie bringen müsse, schmunzelt er, wie eben er nur schmun-

zeln kann, und zieht die Brauen hoch, geheimnisvoll fingernd: Pst! pst! Sie wisse schon! — — — —

* *
*

Der liebe Gruß aus Endenich ließ Klara schneller vom Krankenlager erstehen, als es erst den Anschein gehabt hatte. Felix sollte das Kind heißen, den unvergeßlichen Namen Mendelssohns sollte es in der Taufe erhalten, freilich nicht früher, als bis sein Vater der heiligen Handlung würde beiwohnen können.

Ein Sommeraufenthalt am nordischen Meer schien aller Meinung nach das beste zur Kräftigung ihrer gemarterten Nerven. So reiste sie mit den älteren Mädchen und Rosalie Leser nach Ostende. Aber schon nach zwei Wochen kehrte sie zurück; es schien ihr ein unerträglicher Gedanke, daß Robert sie in Düsseldorf wähnen könnte, während sie sich unter fröhlichen Menschen etwa vergnüge.

Johannes Brahms hatte sich unterdessen schweren Herzens zu einer Reise nach Süddeutschland entschlossen. Schon in Ulm drehte er bei; farblos schien ihm die Welt ohne die verehrte Frau, die vielleicht seiner Hilfe bedurfte. Kaum war sie daheim, war er ihr mit Rat und Tat wieder zur Seite.

Doktor Richarz hatte ihr endlich die lang hinausgezögerte Erlaubnis erteilt, dem Gatten einen kurzen Brief zu senden. Mit zerspaltener Seele schrieb sie ihm ihre unwandelbare Liebe.

An ihrem vierzehnten Hochzeitstag, da wieder die Namen Klara, Aurora, Eusebius verheißungsvoll einträchtig beieinander im Kalender standen, kam seine Antwort: Auf knittrigem Papier in kaum leserlicher Schrift viele Fragen: Ob sie noch so herrlich spiele? Ob die Kinder Fortschritte auf dem Klavier machten? Ob sie auch all die vielen Briefchen gut aufhebe, die sie früher gewechselt hätten? Ob sie ihm nicht Zigarren schicken möchte, dazu das Thema in Es, das Schubert und Mendelssohn ihm mitgeteilt hätten in der Nacht und zu dem er Variationen komponiert habe? Daß der Himmel ihr einen gesunden Knaben geschenkt habe, freue ihn. Gewiß müsse dieser Felix heißen. Daß Brahms ganz nach Düsseldorf übergesiedelt sei, freue ihn ebenfalls. An diesen begabten jungen Mann denke er so gern. Sie möge ihn und Joachim, den andern lieben jungen Freund, von Herzen grüßen. Und die Geburtstage aller Kinder, die möcht' er gern der Reihe nach wissen, sie ständen im marmorierten Büchlein. Und ob sie auch manchmal noch dran denke, wie heiß sie beide umeinander gestritten hätten in den Prüfungstagen ihrer Liebe? Baldige Antwort erhoffe alsdann ihr alter getreuer Robert. Ach so: Etwas Geld wünsche er sich noch; oft bettelten ihn arme Leute an, wenn er nach Bonn spazieren gehe zu Beethovens Denkmal; da daure es ihn, wenn er nichts geben könne.

Johannes war bei Klara, als der Brief ankam.

Er nahm ihn dem Postboten ab und reichte ihn der Herrin mit Zagen: Wenn etwa gar ihr Schreiben zurückkäme! Sie öffnete fliegenden Griffs und lallte: „Von meinem Mann!“ Lesen konnte sie lange nicht. Die Wände tanzten, der Tisch, die Stühle. Endlich, endlich entzifferten, schlürften die schwimmenden Augen Wort und Zeile.

Sie sieht aus, mußte der Jüngling denken, wie der letzte Satz der Neunten Symphonie! Weinen konnte man nicht darüber, aber das Gesicht zog sich einem zusammen vor stummem, wonnigem Schauer.

Hoffnung stand bei ihr wie ein geschienter Riese. In schwer unterdrücktem Jubel eilte sie, dem Geliebten, nun sicher Genesenden alle Bitten treu zu erfüllen. Drauf las Johannes den Brief, und er las ihn anders: Dieses konfuse Durcheinander der Meinungen! Diese qualvolle Enge des Blicks! Dieser ängstliche Wille, nichts zu verlieren von dem, was gestern und ehegestern gewesen! Aber kein einziges kleines Wort von der Zukunft, nicht ein einziges! Und dennoch: derselbe gute, noble, milde Mensch wie je, der höchste Liebe und Bewunderung verdiente! Ach, wer hier helfen könnte!

Seine gesteigerte Liebe zu dem Unglücksmann und seiner Frau, er konnte sie nicht besser bewältigen als in Tönen. Er nahm ein Thema aus einem jener jeanpaulisch-hoffmannschen Klavierstücke Roberts, schrieb Variationen dazu und brachte sie Klara.

Da saß er dann mit vorgeschobener Unterlippe

und eigensinnig in die Stirn fallenden Haarsträhnen und ließ das kleine Thema seines Meisters tiefsinnige und beziehungsvolle Komplimente machen. Bald jagte er es durch den Baß, bald ließ er es sopranisch über bewegten Mittelstimmen jubilieren, bald zog er aus diesen Mittelstimmen eine neue geheimnisvolle Melodie und wirrte sie unter die anderen, indes der Baß mit Geisterschritten von dannen schlich. Und wenn in all dem das Wesen des Einsamen von Endenich geheimnisvoll umzirkelt ward, seufzte eine andere Variation merkwürdig frauenhaft und grübelte aus dunklen Tränenaugen, und in der fünfzehnten, einem engelszarten Adagio in Ges-Dur, horch, da redete über sanft aufsteigenden Arpeggien ganz deutlich eine menschliche Stimme, die keine andre als Klaras milde Bratschenstimme war.

Und während er zuweilen bei solchen Serenaden die Melodie leise mitsummte, andern Tags dagegen nicht einmal die Zigarette dabei aus dem Munde tat, ließ er fast immer hinter dem letzten Ton den Flügel hart zufallen und sagte stundenlang keine Silbe freiwillig.

So verteilte der Jüngling seine Empfindung an die beiden Menschen, die ihm soviel geworden. So liebte der Zweiundzwanzigjährige die zwölf Jahre ältere Frau. Von Mädchen wollte er, der immer scheu und störrisch gewesen, überhaupt nichts mehr wissen. Dem Freund in Hannover öffnete er zu-

weilen in spröden Briefen die Seele einen schmalen Spalt. Dann war's dem vielbelesenen Joachim, als blättre er in „Werthers Leiden".

Dem verschatteten Genius in Endenich huldigte Johannes, gleichsam zum Ausgleich einer geheimen Schuld, mit der Übersendung von vier gewitterträchtigen Klavierballaden. Besonders die, die das Schicksal Edwards widerklang, jenes schottischen Knaben, der auf der Mutter Geheiß den eigenen Vater erschlug, gleißte zwieträchtig und voll Dämonie.

Der Kranke konnte sie nur mit Mühe spielen. Er mußte sich dicht auf die Handschrift beugen und alles sehr langsam nehmen. Aber er spürte den Genius dieses neuen Johannes Kreisler. Und jener David, der einst zu Firlenz mit schimmerndem Gewaffen die Philister schlug und gegen den Unmut großer Könige die Harfe rührte, ward noch einmal in ihm wach. Er deutete der Gefährtin sowohl wie Joachim mit nachtwandlerischer Hellsichtigkeit diese glutvollen Musiken. Er schrieb Briefe an seine Verleger unermüdlich, sie möchten alles liegen lassen, was sie herauszugeben willens wären, und von dem jungen Brahms drucken, was ein unverdient freundliches Geschick ihnen nur in die Hände treibe. —

Klara, gestählt an Leid, durch Hoffnung gepanzert, entschloß sich im Blick auf die immer mehr schwindenden Geldmittel sogar wieder zu Konzertreisen: Endenich und die Kinder kosteten hohe Summen.

In Hannover bei dem Königlichen Hof- und Staatskonzertmeister waren alle drei Freundgemüter noch einmal trostvoll beisammen. Von da begab sie sich zuckenden Herzens auf einsame Fahrt.

In Leipzig: Weh, welche Erinnerungsqual der alten Wege! Wie ein Kalvarienberg starrte jetzt der Anger ihres Liebesfrühlings. Nach der Inselstraße, nach dem Thomaspförtchen wagte sie den Schritt gar nicht zu lenken. Ein Weinkrampf erschütterte sie im kleinen wohlbekannten Künstlerzimmer des Gewandhauses. Erst der Gedanke, daß sie doch der Musik ihres Teuren zum Siege verhelfen wollte, machte sie wieder stark. — In Frankfurt setzte sie die F-Moll-Sonate des treuen Johannes gedankenvoll mit aufs Programm. Sie hätte dem guten Jungen doch erlauben sollen, sie zu begleiten! Wie hatte er gebettelt mit seinen blauen Augen! — Im Dezemberfrost Breslaus weinte ihr Heimweh fast auch um ihn. — Gottlob, daß in Berlin die Mutter nicht von ihrer Seite wich! Und die Werke Roberts, wieviel tausend Herzen hatten die sich jetzt hier erobert! Von Mendelssohn schien es — traurig! sonderbar! — schon ein wenig still geworden. — Abermals in Leipzig war's gut, daß Joachim mit seiner seligen Geige bei ihr auf dem Podium stand. Roberts „Glück von Edenhall"! Dieses Stück aus jener letzten Zeit, da der Wahn bereits um ihn gewuchert, — der brave Hasenclever hatte den Text zurechtgestutzt — sie

hätte es sonst nicht ertragen können! So aber legte sich eine vertraute Hand beschwichtigend auf die ihre, als die Sänger sangen:

„Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück. — —
Zersprungenes Glück — von — Edenhall!“ —

Drei Tage vor Weihnachten war sie abgemattet wieder daheim.

Was für ein Christfest sollte das nun werden ohne den Geliebten? Und wie sollte er's ohne die Seinen überstehn? Joachim, der mit nach Düsseldorf gekommen, mußte gleich nach Endenich. Johannes nahm sich bereits seit Wochen der Kinder an, der gute Mensch! Fast schien er selber wieder Kind mit seinen Weihnachtsheimlichkeiten.

Noch am selben Tag kam Joachim zurück: Er hatte Robert l a ch e n hören, lachen über einen Scherz des Arztes, lachen wie in gesunder, sorgloser Zeit! Er ließ alle grüßen und küssen: Übers Jahr, das beding' er sich aus beim Himmel, wolle er um jeden Preis wieder in ihrer Mitte weilen! — So schritten sie denn ein wenig unbeschwerter ins Bethlehemlicht.

Klara legte letzte Hand an den weihnachtlichen Schimmer des Hauses. Joachim schmückte den Tannenbaum. Er bewies nicht übermäßig viel Geschick dabei, war es doch der erste Baum, den er anputzte in seinem Leben. Drollig, wie der blonde Junge, auf einem Stuhle stehend, durch seine ernsthaften Brillengläser die Tragfähigkeit der Äste prüfte! Jo-

hannes war Pelzemärtel, Nikolaus, Christkind in einer Person. Er schüttete vermummt mit angeklebtem Bart und einer Brummstimme, die immer wieder in den Diskant schlug, Äpfel und Nüsse in die Stube und fuchtelte erschrecklich mit einem großen Rutenbesen. Er führte die Bescherungspolonäse der Schumännchen und -weibchen an; das Fehlen des Vaters sollte ihnen nicht die helle Stunde verdunkeln: Hinter ihm Marie mit ihren wundervollen langbewimperten Augen, nun schon dreizehn Jahre alt und sehr verständig, dann Elise, ein merkwürdig unregelmäßiges, aber sanftes Gesicht, dann Julchen, die so seltsame Fragen stellen konnte und überhaupt ein besonderes Kind war, zuletzt im Wickelwackeltrott die Buben. Das Nesthäkchen trug die Magd. Er dirigierte mit Gebärden, als leite er ein deutsches Sängerfest, die sorgfältig einstudierte Weihnachtssymphonie. Unheimlich, wie Ludwig und Ferdinand in die Blechtrompeten tuteten! Er neckte hier und scherzte da, half Puppen ankleiden und Zinnsoldaten in Reih und Glied bringen und war der Vertraute allenthalben, der Kamerad, der große gute Bruder. Schließlich hatte er sie alle um sich auf dem Schoß, auf den Armen, auf dem Rücken und war der Märchenonkel.

„Es war einmal ein Mann," erzählte er, „der wollte sich ein Glockenspiel bauen, ein Glockenspiel, wie in der Welt noch keins erklungen war. Eine Musik sollte es machen, als wenn Gottes große und

kleine Engel sängen. Und die singen doch mit ganz dünnen, feinen Glöckchenstimmen, nicht wahr? Na, da nahm er erst silberne Glocken, die machten pong — pong — pong. Das klang recht nett. Und es gefiel ihm auch. Aber nach einer Weile gefiel's ihm nicht mehr; und er dachte: Das muß noch schöner klingen! Da nahm er goldene Glocken, die machten pöng — pöng — pöng. Der Tausend, klang das mal vornehm! Und er war zufrieden. Aber nach einer Zeit schien ihm auch die Musik noch nicht schön genug, und er sagte: Das muß zierlicher klingen! Da nahm er Glöckchen aus Glas, die machten päng — päng — päng. Das ließ sich hören, ein lieblicher Ohrenschmaus! Und er saß und lachte. Am Ende schien ihm aber auch das noch nicht das Richtige. Noch dünner und feiner und himmlischer müßte der Klang sein, meinte er. Aber woher die Glöckchen nehmen? Er zerbrach sich den Kopf und probierte hunderterlei. Ganz zuletzt besann er sich, man müßte Eiszapfen nehmen, aber keine gewöhnlichen, sondern solche, die oben auf den Eisbergen bei den Gletschern wachsen. Und da stieg er denn empor, immer höher und höher und achtete es nicht, daß es kalt, kalt, kalt wurde und daß ihm Gesicht und Hände blau anliefen vor Frost. Immer lichter und klarer wurde um ihn das Eis. Und wie er ganz oben war, brach er sich sieben Zapfen für sein Glockenspiel von der Spitze des Berges, und horch, sie machten ping — ping — ping — ping — ping — ping. Das klang wirklich,

als ob die Englein im Himmel sängen, paradiesisch! Da lächelte der Mann und holte tief Atem und hatte keinen Wunsch mehr. Und fiel hin und war tot; denn in der Gletscherkälte war ihm sein Herz erfroren —"

Schmunzelnd hatte hinter seinem Punschglase Joachim, bewegt die blasse Frau des Hauses dem Kinderfreunde gelauscht. Wie aber sein Märchen so jäh in das traurige Ende mündete, bekam Klaras Blick mit einemmal etwas Entgeistertes. Der Erzähler hatte kaum geendet, als sie, ihr Tüchlein vors Gesicht gepreßt, aus dem Zimmer ging.

„Was ist mit unsrer Domina?" fragte Brahms betroffen zu dem Freunde hinüber.

Die Kinder meinten: „Sie wird an den Papa gedacht haben."

„Ja, sie hat an den Papa gedacht!" nickten die Jünglinge. Und Johannes begriff mit Schrecken, daß er gerade dieses Märchen nicht hätte erzählen dürfen — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Als, nun doch ohne Vater, das jüngste Bübchen auf den Namen Felix getauft worden — Johannes war Pate gewesen — und die neue Karnevalszeit mit ihren fürchterlichen Erinnerungen überwunden war, kam nach langer Pause ein wunderlicher Brief aus Endenich. Robert fragte bei Klara an, ob sie sich an das goldne Kruzifix erinnere, das auf dem

fünften Pfeiler der Dresdner Elbbrücke gestanden und das bei der großen Wasserflut an jenem März-tag in den Fluten versunken sei. Er möchte wissen, ob man es inzwischen wiedergefunden habe. — „Das Leben ist ein wilder Wald und Du die Waldhorn-kantilene drin," schrieb er unvermittelt eine Zeile drun-ter und zum Schluß, ohne weitere Begründung: „Ach, Klara, ich bin Deiner Liebe nicht wert!" —

Die Geängstigte beruhigte ihn, so gut sie's mit Worten vermochte, erfragte auch alsbald bei Bende-manns in Dresden, was das ertrunkene Kruzifix betraf. Antwort: Es sei bis heute noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Mit diesem Bescheid machte sich eines Tages Jo-hannes nach Endenich auf die Reise; hielt der Arzt doch nach wie vor ein Wiedersehen des Kranken mit ihr selber für viel zu gefahrvoll!

Robert zeigte sich überglücklich, als der Geliebte seiner Seele bei ihm eintrat. Er erzählte ihm so-gleich mit vorgehaltener Hand ein krauses Schock Geschichten in rasend verworrener Flüsterrede. Jo-hannes verstand nicht viel, nur das vermochte er zu enträtseln, daß zuweilen in der Nacht wieder Engel und Dämonen auftauchten und dem Meister mit wilden Konzerten zu schaffen machten. Auf den Bericht über das goldne Dresdner Kreuz hin lächelte der Kranke geheimnisvoll, tuschelnd, nachdem er sich überzeugt, daß die Tür geschlossen: „Ich wußt' es, lieber Kreisler; unsre Trauringe kommen auch nicht

wieder." Die erregte Fistelstimme des Gastes dämpfte er mit wiederholten Blicken aus dem Fenster, wo Garten, Laubwerk, Äolsharfe in sonnigem Frieden lagen: „Stille, stille; Pan schläft!" Als der Jüngling Anstalten machte, sich zu entfernen, wollte er es durchaus nicht leiden. Schließlich begleitete er ihn, ein Rosenblatt zwischen den Lippen, bis zur Bonner Münsterkirche, zeigte ihm Beethovens Standbild und umarmte ihn noch, als schon der Zug in der Ferne pfiff. In der Bahn sitzend, fand Johannes ein Zettelchen in der Tasche. Drauf stand gekritzelt, schief und atemlos: „Einen letzten Gruß D e i n Robert Schumann, Ehrenmitglied des Himmels."

Er gedachte seines Märchenmannes mit dem himmlischen Glockenspiel und erschauerte tief. Dem Freunde in Hannover schilderte er das Erlebnis so: Zur Zeit, als er noch in Bergedorf in der „Schönen Aussicht" für freie Zeche und drei Mark Kurant zum Tanz aufspielte, hätten sie den Kopf grauslich voll Schabernack gehabt. Einer ihrer liebsten Streiche wäre gewesen, an den Häusern der biederen Pfahlbürger die Schelle zu ziehn und nach toten Größen der Kunst und Wissenschaft zu fragen, etwa: Entschuldigen Sie gütigst, wohnt hier vielleicht Herr Johann Sebastian Bach? — Nun habe er heute in Endenich auch an einer Schelle gezogen und nach einem Lebenden fragen wollen. Und, wehe: Ein t o t e r Meister sei selber herausgekommen — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der geliebten Domina stand er nur scheu und zaghaft Rede. So mußte sie denn nun wohl glauben, daß es dem Kranken eher schlechter als besser ginge.

Eben war vom Komitee des Musikvereins Schumanns Kapellmeisterstelle ausgeschrieben worden. Wie gern hätte Klara Freund Brahms an dem verwaisten Posten gesehen! Zumal es ihm so schwer gemacht wurde, durch Stundengeben ein paar Taler zu verdienen! Sie ließ sich um seinetwillen keinen Weg verdrießen; allen Einflußreichen empfahl sie das Genie des jungen Mannes. Nur Wortmann bat sie nicht. Mit allen Fasern ihres Herzens haßte sie den als einen der Hauptbekümmerer ihres armen Gefährten. Man empfing sie mit ausgesuchter rheinischer Höflichkeit. Als die Bewerbungsfrist abgelaufen war, wurde — Julius Tausch mit Pauken und Trompeten proklamiert.

In Endenich senkten sich die dunklen Schleier von neuem tiefer. Zu dem Orchester von Engeln und Teufeln, das sich um Roberts Nachtruhe stritt, brachte ein acherontischer Wind allerlei drosselnde Phantome geweht: Eine Gestalt mit Geiernase und scharfem Kinn, den dicken Kopf tief zwischen den Schultern, heute Golo, morgen Wieck, übermorgen wieder anders genannt, grinste aus den Gardinenfalten; zuweilen borgte sie sich die Umrisse des bronzenen Kurfürsten Jan Wilhelm von Düsseldorf oder

die falbe Pierrotmaske des Mondes. Zuweilen war's ein Gerippe zu Pferde, das eine Fahne schwang. Oder es weinte herzzerbrechend Genoveva, und wenn sie das tränenüberströmte Antlitz hob, geisterten Klaras Züge. Dann sprang Wieck hervor und bedrohte sie mit Fäusten. Oder Wassermassen kamen geschossen, gurgelten, wühlten, holten mit fransigen Pranken aus, daß das Opfer schweißtriefend vor Angst in den Kissen bäumte und haltloses Gebrüll in die Nacht stieß, Gebrüll, dem der Irrsinn meckernder Wandgenossen antwortete. Dann erstarrten die Wasser, die über ihm zusammenschlugen, zu einem gläsernen Sarg. Engel faßten den Sarg an den Ecken und schaukelten mit ihm gen Himmel — —

Sehr oft kam auch ein Hundchen zu Besuch, aus Geisterweiten kam es gelaufen über endlose Räume. Man sah es — einen niedlichen schwarzen Punkt — von ferne herantrippeln; es schnupperte hier, es schnupperte da. Zuletzt hatte es keine Zeit mehr zum Schnuppern, sondern verfiel in ungeheure, halsbrecherische Eile. Es stob heran, schräg wetzend, daß die Ohren flogen. Es quäkte, bellte, leckte, sprang deckenhoch, und sein struppiges Fell sträubte sich vor Wiedersehensfreude wie Borsten eines kleinen Stachelschweins. Bis es plötzlich jämmerlich zu winseln begann und alle Angst der Kreatur aus seinem armen Wesen brach — — — O dieses Winseln — — — Mitleid der Kreatur — Winseln — — —

Noch grausiger aber waren die Nächte, da man

über Dächer und Kuppeln auf einem hohen Turme stand. Alles kreiste rundum, und man klammerte sich an das Geländer. Plötzlich fingen Hunderte von Glocken an zu läuten — Hunderte von Glocken schwangen hin — her, hin — her — —. Ein Meer tosender Glocken rundum, aus deren aufgerissenen Mäulern die Klöppel wie geile Zungen stachen —. Schon neigte sich der Turm, von dem Anprall des Tosens umgeworfen — —. Man sank — sank — — sank — in die Brandung — — ins Bodenlose — sank — sank —. Bis sich über einen eine große finstere Wölbung stülpte — —. Keine Luft! — keine — Luft! — — — Noch nicht — sterben! — — Klara! — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Morgen erschien etwas wie löcherige Einsicht in den trostlosen Zustand, beschwichtigte halb, indem es zu dumpfer Ergebung überredete, halb peitschte es von neuem auf: Ein greiser Krüppel — — trug er nicht ein rotes Mützchen auf dem Schädel? — bog sich über das Bett und fingerte gichtig an seinem grünen Augenschirm. Bresthaft war er, siech, grindig, er stank vor Krankheit. Je tiefer er sich aber beugte, gleichsam um letzte Kraft aus verstörtem Geäder zu saugen, desto mehr belebte sich sein Pergamentgesicht, der Augenschirm fiel von ihm, sein Rücken ward straff, geschmeidig das pralle Muskelspiel. Ein morscher Schlauch pumpte sich voll strotzenden Puls. Hohnlachend entschritt mit dem ersten Sonnenkringel eine Jünglingslarve, grün,

stark, federnd: der Krankheitsmann, der sich aus fremden Säften allewig neu machte, der Vampyr aus Strohgruft und Spittel, der lebendige Leichen fraß — — — — — — — — — — — — — — —

Scheu, mißtrauisch, immer im Begriff, vor etwas Ungeheuerlichem zusammenzuzucken, schlich sich der Kranke drauf durch den Tag. Gift wähnte er im Wein und goß Becher um Becher fort. Feindschaft, Tücke, Schadenfreude witterte er in jeder Anrede und trotzte in sich hinein. Währenddessen schrumpfte sein Gedächtnis wie eine Kastanie, die aus der Schale brach. Und alles miteinander war vergessen, bis neue Überspannung neue Klüfte in die Hirnwindungen riß.

Manchmal hockte er stundenlang in der Sonne mit blinzelnden Augen. In dunkelm Tuchrock und heller Weste saß er; andre Kleidung anzulegen, war er trotz brütender Hitze nicht zu bewegen. Und wenn dann von einem jähen Blinzelblick in die Himmelsflamme Nachbilder auf seiner Netzhaut erschienen, geisterhaft unter dem geschlossenen Lid wie in einem Zauberkasten, freute er sich. Manchmal waren's grüne Kleeblätter, drei, vier, dann wieder Butzenscheiben oder katholische Kirchenfenster, ein andermal gaukelten Notenköpfe, bunt wie die Distelfinken, oder ein Homunkulus hüpfte in einer Retorte. Einmal entfaltete sich auf diese Weise gar eine wunderbare blaue Blume, die immer neue Sternenzacken strahlenförmig erschloß und weitete, schwärmerisch.

Und ein Duft ging aus von der Schwärmerin, ein Duft wie Märchen und Liebe und Kinderzeit. Es schmerzte ein wenig. Und unwillkürlich hob sich eine täppische Hand, die Blume zu pflücken, da — war — sie — nicht — da — — — — — — — — — — —

Je schwächer Robert wurde, desto mehr schärften sich seine Geruchs- und Gehörsnerven; der Wirbel der Wahnvorstellungen vor dem verstürzten Kaleidoskop seiner Seele hetzte sich hemmungslos. Der rieselnde Kiesel im Schornstein folterte, das Knirschen des Betts, das Gewisper, das der Regen an die Wandung strich. Jeder dünnste Hauch von Gärung und Fäulnis quälte, die welkende Blume im Glas, Käse, Fisch, gebrauchtes Besteck der Mahlzeit, überhaupt jeder Ruch aus Küche und Keller. Zum Greuel, zum Ekel, zum Feind ward der Wärter, wenn er nach Schweiß roch.

Wie in einem Hohlspiegel verzerrten sich alle Gesichte in den grellen Stunden, deren Zahl sich häufte; in den milderen rieselte schwarze Ahnung über alles Sein aus dem Gezweig einer riesenhaften Trauerweide, Todesahnung. —

Eines sonnenlosen Tages sah er für Stunden auch das Letzte klar:

Er hatte in seiner sanften, aber dringlichen Art die Hausdame gebeten, ihm ein Partikel loser Noten zusammenzuheften. Die Vielbeschäftigte war sofort bereit und nähte die Blätter mit dem, was sie gerade zur Hand hatte, mit schwarzem Zwirn.

Robert hatte kaum die ungewohnte dünne, schwarze Naht erblickt, als er zu zittern begann und in bitterliches Weinen verfiel. Er schluchzte wie ein Kind stundenlang und wollte sich nicht trösten lassen. Immer von neuem kollerten ihm Tränen über die farblosen Wangen. Er saß und zupfte an dem straffen Fädchen, das seine Musiken durchschlängelte, zupfte, schluckte und stammelte in Wimmerlauten: „Nun ist's beschlossen, nun wird's nimmer gut! Schwarzen Zwirn statt weißen! Ich versteh' das Omen — — Todesfarbe — — — schwarzen statt weißen — Sterben — Sterben — — Ach, meine Klara — —" — — — — — — — — — — —

Der Doktor, die Pfleger, vor allem die bestürzte Näherin versuchten hunderterlei, ihm seine törichte Meinung auszureden. Er blieb dabei, daß die schwarze Naht sein trauriges Ende ansage. Er versteifte sich auf diese Deutung mit der Hartnäckigkeit der Schwerkranken und ließ sich nicht davon abbringen.

Auch als sie ihm heimlich das Notenbündel wieder fortnahmen und den schwarzen Zwirn durch weißen ersetzten, blieb er dabei. Nur, daß sich seine Fassungslosigkeit in eine rührende Wehmut verkehrte, die in seine Züge unauswischbar die Zeichen der nahen Auflösung grub.

Jetzt weinte er nicht mehr, jetzt verlor er sich nur tagelang, wie ein Kind in Weihnachtswünsche, in träumerische Spielereien mit dem Tod. Bald begehrte er, wie ein schwingenstarker Vogel sich ab-

stoßen zu können von steiler Klippe und im Grenzenlosen verschweben, bald wie das Abendrot hinzusterben am westlichen Horizont. Bald wußte er nichts Schöneres, als wie ein Pfeil, von gestraffter Sehne geschnellt, hinausgestoßen zu werden in die Ewigkeit. Und dann wieder lockte von ferne mit vertrautem, himmel- und erdeabspiegelndem Gleißen der Rhein; aber Mauern und Zäune und die Augen des Wächters, dazu hundert allerstrengste Verbote trennten ihn ja von dem.

Schließlich war es eine Stelle im „Manfred", die seinen anspruchsvollen Sehnsüchten höchste Genüge zu bieten schien. Er schrieb sie sich zwanzig-, dreißigmal ab auf kleine bunte Zettel, die er an allen Ecken und Enden verteilte, im Zimmer, im Garten, bei den Spaziergängen. Und im schrillen Wind wirbelte dann wohl ein regenverwaschenes Billettchen, auf dem sich zittrige Runen überkreuzten:

„O wär' ich eines sanften Tones Geist,
Ein Laut, der lebt und Harmonien atmet,
Ein körperlicher Reiz, der mit dem Ton,
Der ihn erschuf, erst wird und mit ihm stirbt!"

— — — — — — — — — — — — — —

Dann vergaß er das alles wieder und brütete nur, gleichsam über Hohlräumen seiner Seele. Aber die Witterung einer unaustilgbar wuchernden Gefahr blieb über ihm und zermürbte ihn vollends.

* *
*

So brach denn Klara eines Morgens über einem hieroglyphischen Briefe ohnmächtig zusammen. Was sich entziffern ließ, rätselte: „Mir ist, als stünde etwas Fürchterliches bevor . . . Seh ich Dich, Klara, und die Kinder nicht mehr? . . . Weh! . . .“

So kam denn noch ein einziges Zettelchen aus Endenich, muffig von Geisterluft: „Es . . . wehet . . . ein . . . Schatten! . . .“

Und danach kam keines mehr — — — — —

* *
*

Der geschiente Riese, der neben die Ruhe der geprüften Frau getreten, ward zu einem tyrannischen Ungetüm. Wenn sie ihn beschwörend von dannen trieb, machte er ein paar klirrende Schritte und stand wieder. Wenn sie von fern in ratloser Verzweiflung an den Endenicher Gittern rüttelte, knarrten die nur ein wenig wie in Spott und Hohn und starrten ehern. Sie durfte nicht zu dem Geliebten; es war unmöglich, daß sie zu ihm gelassen wurde! Sie mußte die Hoffnung aufgeben, ihn je wieder zu besitzen.

Innerhalb seines Tonreichs war die einzige Gemeinschaft mit ihm möglich. Die einzige Zuflucht war zu seinen Kindern und zu des treuen Johannes Freundgemüt.

Eine Mauer aus Klang stieg empor vor der Außenwelt, hinter der sich ein gebrochener Lebensmut aufrichten wollte. Aber auch das war so

schwer! Ein Strahlender grüßte aus dem „Karneval“, aus den „Davidsbündlertänzen“, aus den fabelhaften Frucht- und Dornenstücken der „Kreisleriana“, nicht ein Verdunkelter. Die Glanzspur eines Siegers goldete in den Trios, den Symphonien, dem herrlichen Quintett, das Brahms musterhaft für vier Hände bearbeitet hatte, nicht die irre Fährte eines vom Schicksal Gezeichneten.

Und an manche der Lieder durfte man überhaupt nicht rühren; da brach's hervor in verheerender Tränenflut. Hatte er ihr nicht einmal geschrieben, das Leben sei ein wilder Wald? Ach, auch seine Krankheit war einer, drin ihn Geisterarme umstrickten. Mußte es einem da nicht das Herz abschnüren, wenn man unvermutet auf die Stelle traf:

„Es ist schon spät, es wird schon kalt:
Kommst nimmermehr aus diesem Wald —“ —.

Es geschah in der Folge oft, daß die vertrauten Wände ihres Asyls auf sie einrückten mit Grimassen der Folterung, daß das widerliche Geschwätz neugieriger Teilnahme sie um mühsam erdarbten Hort von Fassung brachte. Da rettete dann nur noch erneute Flucht in die Welt, Konzertunruhe und Tagesfron um des schnöden, jedoch so notwendigen Mammons willen, Dienst am schmerzverklärten heiligen Werke des Teuren, Sturmschritt mit dem flatternden Panier seines immer mehr wachsenden Ruhms, indes sein Körperliches ver-

eiste wie das Herz jenes Mannes mit dem Glockenspiel.

Und der liebe, bubentäppische Märchenerzähler, der bestätigte Jünger des Fertigen, der allertreuste Vasall Johannes, er wuchs über sich selbst hinaus in seiner bedingungslosen Ergebenheit, so sehr immer die bösen Zungen gifteten und stachen.

Während der großen holländischen Reise sollte er eigentlich als wackrer Eckart zu Hause bei den Kindern bleiben. Für seinen letzten Taler aber fuhr er der einsamen Freundin heimlich nach, um ihr in Rotterdam noch einmal Mut zuzusprechen. Dann erst widmete er sich als umschwärmter Spielgenoß, Mentor und Eulenspiegel zugleich, in Düsseldorf ganz seiner Beschützerrolle. Ei, wußt' er Schumännlein und -weiblein zu necken! Die Mama hab' ihnen durch seine Wenigkeit Küsse mitgeschickt; nun sollten sie sie sich holen. Allerdings hätt' er die Küsse improvisieren müssen, berichtete er drauf der fernen Frau, seien sie doch zu wenig leibhaftig gewesen! — Und welche Freude und Genugtuung des Wiedersehns! —

Als die Hamburger den „Manfred" aufführten, fuhr man natürlich gemeinsam hin, und die Domina mußte unbedingt bei dem Kontrabassisten Johann Jakob Brahms und seiner kleinen herzlichen Eheliebsten — der richtigen Johannes-Mutter — Quartier beziehen. Da saß man denn Schulter an Schulter vor dem erschütternden Werk und ward aus

allen Fugen gerissen. Wahrlich, der diesen Manfred durchklang, der wußte um die Zusammenhänge zwischen dem Hier und Drüben! Und den Sprung in den schießenden Strom, den hätte auch jener Gletscherkletterer getan! — Tobendster Aufruhr der Brust aber erwuchs Johannes durch Astarte. Dieses Urbild der umflorten Schöne, in stummer Schicksalsverwunschenheit den Stimmen der Geister zugekehrt, dieses Götterbild, das der unselige Bruder durch vermessenes Begehren entweihte und zerschlug, der Tempelschänder, glich es nicht dem Bilde seiner Herrin? O, wie mußte man künftig, unerbittlicher noch als bisher, alle Flammen unbotmäßiger Liebe dämpfen! Beherrschter als je mußte man künftig der Seelenschwester nahen, als ein makelloser Ordensritter! —

Zum drittenmal in ihrem Leben reiste Klara zu Konzerten nach Wien. Wie freudlos für den Geliebten war die vorige Fahrt gewesen; wie schwach hatte sich da diese musikalischste aller Städte gezeigt im Glauben an seine Sendung! Und nun? Ihre Konzerte wurden zu einer Kette von Siegen Robert Schumanns. Ja, sie hatte sogar schon bereiteten Boden vorgefunden! Zu dem lerchenstimmigen Tänzer Franz Schubert und Beethoven, dem Titanen, war wie einer, der eine Lücke zu schließen hat, in den letzten Jahre leise der träumerische Davidsbündler getreten. Nun stand s i e an den Gräbern dieser beiden großen Toten wie er einst, und

wenn ihr der Zufall auch nicht wie ihm eine Stahlfeder hingelegt hatte, um sehnsuchtsvolle Episteln zu schreiben, so konnte sie doch sinnreichen Efeu für ihn brechen. Was hätten die sehnsuchtvollsten Episteln ihr auch genützt? Er antwortete ja nicht mit einem einzigen Worte mehr auf alle Sturmläufe brieflicher Zärtlichkeit! —

Von Pest aus, wo die Begeisterung für Roberts Musik fast noch überschwenglichere Formen annahm als in der Kaiserstadt, besuchte sie Joachims Eltern und brachte Grüße von dem guten Sohne. In ihrem letzten österreichischen Konzert führte sie mit jener Innerlichkeit, die eben nur ihrem Spiele eigen war, allerlei merkwürdig tiefaufleuchtende Stücke eines völlig unbekannten deutschen Komponisten vor; das Programm nannte ihn Johannes Brahms. Diese Stücke zogen auf immer schnelleren Wegen sie zurück in die Heimat.

Als sie darauf in einer traurigen Regennacht übers Meer nach England fahren mußte, weinte sie um den jungen Mann, der hinter ihrem Schiff mit mühsam beherrschten Augen dreingestarrt hatte. Aus dem ersten Bukett, das die höflichen Londoner ihr für Roberts „Karneval" überreichten, schickte sie ihm eine Blume.

Unter die Sängerinnen, die im größten Konzertsaal der Riesenstadt „Paradies und Peri" zu glorreicher Wirkung brachten, hatte auch sie sich gestellt. Der Drang, die Siegesbahn ihres Dulders über sein

armes Körperliches hinaus fortzusetzen, war so stark und trotzig in ihr, daß sie der Verwunderung des Publikums gar nicht achtete. Auch gedachte sie, die ständig bohrende Unrast ihrer großen Sorge damit ein wenig niederzuringen.

Jenny Lind sang die Peri. Mit einer Sphärenstimme sang sie, von Gott gesegnet.

Als der Beifallsbraus endlich vertobt war, schritten die beiden Künstlerinnen nebeneinander einen gedehnten, halbdunkeln Korridor entlang. Neben der marmorblassen Deutschen mit dem dunklen Madonnenscheitel hoch und blond die Schwedin. Sie schritt wie eine Mänade und wiegte sich in den Hüften; im Triumph des Abends flog noch ihr Busen. Wohlgeruch der Alten und Neuen Welt umwölkte sie.

„Da werden sie wieder draußen stehn," lachte die göttliche Lind mit schönsten Zähnen, „da werden sie wieder auf der Lauer liegen, die Hofierer und Kavaliere. Sicher sind — wie oft schon! — — ein paar Barone mit Heiratsanträgen dabei. Zwei Lords haben mich bereits zum Souper geladen. Es ist langweilig. Sie glauben nicht, liebe Freundin, wie die Männer hinter mir drein sind!" Sie gähnte ein wenig, jedoch in ihrer Stimme war etwas wie Jubel und Genugtuung, als sie weiter sprach: „Ich hab' da einmal ein Bild gesehn, Klara, da war so eine Göttin gemalt, vielleicht war's auch keine, ich weiß es nicht mehr; die hatte nicht sehr viel an. Aber um Hüften und Schultern lief ihr ein Band,

dran lauter Masken hingen, rote, weiße, gelbe, lauter Männerlarven. Durch die Augenschlitze war das Band gezogen. So ist das nun mit mir! Ich ziehe ein Band von solchen Masken hinter mir drein durch aller Herren Länder, und wo ich hinkomme, quellen schon wieder neue vor. Was wollen Sie, Klara? Es ist doch eine Wonne dabei! Ein Leben ohne Liebe wäre für mich wie eine Arie ohne Koloraturen, wie ein Konzert ohne Kadenzen; was sag' ich, ein Leben ohne Liebe ist eine Sympathie, die nur Ecksätze hat, ohne ein Scherzo oder ein Menuett oder ein Andante cantabile, und was weiß ich."

„Ein Leben ohne Liebe ist ein Dreiklang ohne Terz," sagte Klara einfach, fast ein wenig simpel, „so hat es mich der e i n e Mann, den ich liebe, gelehrt. Aber dieser eine" — und ihre Stimme wankte —, „ich fühl's, er soll mir verlorengehen. Er entfernt sich von mir — weiter und immer weiter — ach — und ich halte — doch — dieses — einzige — Herz —" — — — — — — — — —

Jenny Lind legte schwesterlich den Arm um die Gebrochene. Sie war stumm und nachdenklich geworden.

Draußen verfuhr sie sehr ungnädig mit ihren Kavalieren. Sie stampfte mit den Füßen und jagte alle zum Tempel hinaus, die Lords, die Barone, die Tenöre, die reichen Börsenmakler und die armen Choristen.

In der Nacht erhörte sie nur ihren kleinen Kla-

vierspieler, einen blauäugigen braven Burschen aus Hamburg. Er war ihr auf jahrelangen Fahrten — auch durch Amerika — treu wie ein Schatten gefolgt. Er war selig.

Plötzlich machte sie sich aus seinen Armen ledig und fragte, was nach seiner Meinung ein Leben ohne Liebe sei.

Er dachte an die Fülle des Augenblicks und an den zauberischen Klang des Konzertabends, der ihm, wie er meinte, zu seinem Glück verholfen hatte, und besann sich nicht lange: „Ein Leben ohne Liebe? Ein Paradies ohne Peri!“

Da schob Jenny Lind den Begehrlichen ganz von sich und richtete sich auf. Paradies und Peri! grübelte sie. Ach, wenn's doch der Peri nicht so schwer gemacht würde hineinzukommen, und wer weiß, auf wie kurze Zeit! Paradies — und — Peri — — — Und eine tiefe Falte grub sich zwischen ihren schöngeschweiften Brauen ein. Gut, daß es finster war; so brauchte sich der Liebhaber nicht vor dieser Falte zu fürchten —

Indessen ward die andere Frau mitleidlos hinausgestoßen aus ihrem Garten Eden.

Mit gefalteten Händen saß sie noch lange allein in ihrem Quartier. Die Lampe hatte sie nicht angezündet. Es rauschte ihr im Ohr das dankbare Frohlocken, mit dem die Tausende eingemündet waren in den Himmel, den der Schaffende ihnen aufgerissen.

Durch das Schlüsselloch fiel ein Streifen Mondlicht vor ihre Füße. Er rückte langsam, langsam über Fuge und Maserung des Holzes. Beglückend war er vorhanden in seiner schmächtigen Lautlosigkeit, eine schüchtern süße Versicherung des Lebens um Mitternacht, eine letzte goldne Saite an der Harfe des Seins. Plötzlich war er fort, ausgelöscht, ausgeblasen, und kam nicht wieder. Zersprungen die goldne Harfensaite! Leblose Finsternis.

Die Einsame war zusammengezuckt wie unter einem Schlag. Sie starrte lauernd, sie bettelte, beschwor das Schlüsselloch mit schreckhaft geweiteten Pupillen, die geballte Hand vor den offnen Mund gepreßt. Kein noch so kleiner Schimmer glomm wieder auf. Nur die Nacht röchelte und das Grausen. Da schrie das verlassene Weib den Namen des Geliebten zehn-, zwanzigmal über den Schlummer der Riesenstadt, daß die Scheiben bebten. Und wußte alles — — — — — — — — — — — — —

Am späten Vormittag fand sie den Brief, der schon in der Nacht dagelegen hatte. In Worten, die sich krümmten vor Angst, nicht allzu wehe zu tun, schrieb ihr Johannes: Doktor Richarz hielte den Zustand des Meisters für hoffnungslos, das Schlimmste stehe bevor — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Mit Robert war es schnell zum Äußersten gekommen. Noch hatte er die Nachbilder der Sonnenbetrachtung auf der Netzhaut still weiterbeobachtet und gewissenhaft in Tabellen eingetragen, noch hatte er, von einem neuen so närrischen wie harmlosen Wahne umfangen, in einem großen Atlas die Städtenamen aller Welt zusammengesucht und nach dem A — B — C geordnet, als er plötzlich mit Toben verlangte, von Endenich fortgebracht zu werden. Dabei verfiel sein Körper zusehends, und die Beine begannen zu schwellen.

Brahms, der immer in Verbindung mit dem Arzt gewesen war, hatte sich sofort auf die Suche nach einer neuen Anstalt gemacht, um der Frau überm Meer diese zernichtende Sorge zu ersparen. Als er sich nach langen Kreuz- und Querfahrten schließlich für Winnental in Schwaben entschieden, wo Nikolaus Lenau in gleicher Verfemtheit geweilt hatte, schloß das Befinden des Kranken bereits jede Überführung aus. Er lag kraftlos im Bett, würfelte unartikulierte Worte durcheinander, zerzupfte das Linnen und konnte nur noch mit Wein und Gelee ernährt werden.

So mußte die Erbarmungswürdige eilen, wenn sie dem Gatten im Leben noch einmal nahe sein wollte. In derselben Stunde, da sich einst ihre Seelenmusiken ein Stelldichein gegeben hatten über dem Thomaspförtchen, abends mit dem Glockenschlag neun sah sie ihn wieder.

Johannes stützte die Wankende. Kein Tropfen Blut in ihrem Gesicht. Sieben Messer sichelten in ihrem Herzen. Das sollte ihr Robert sein, ihr Davidsbündler, ihr Doppelgänger, ihr Held, jener ritterliche Florestan mit dem Fanfarenzorn, jener sanfte Schwärmer Eusebius, der im Abendrot lesen konnte und den Duft der Blumen mit Tönen maß? Das sollte — — — — —? Sie sank vor seinem Bett in die Knie, unvermögend, ein Wort zu stammeln.

Er aber schien sie zu erkennen. Sein abgemagertes Antlitz erhellte sich wundersam. Mit Anstrengung versuchte er die Hand auszustrecken. „Meine . . .," lallte er, „ich kenne . . ." Dann fiel er zurück. Den Jüngling hatte er nicht beachtet.

Sie blieben nun um ihn, Stunde für Stunde. Wie einst die Turmfalken des Geistes, die Sturmsegler und Fittichschwinger, saß der Totenvogel auf dem First und schrie die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen schien es, als wollte der Kranke mehr sagen. Er schlang mit letzter Kraft den rechten Arm um sein Weib, öffnete den Mund und bewegte die Zunge. Umsonst. Aber jene unsäglich schalkhafte Güte seines Innern brach einen Pulsschlag lang noch einmal aus seinem Blick, als ihm aus *ihren* Händen die süße Speise kam und er einen roten Tropfen Wein von ihrem Finger schlürfte.

Dann wälzte sich sein Körper wieder in Zuckun-

gen. Laute hetzten einander in unausdeutbarer Geister-sprache. Gegen Abend entschlief er.

Die Äolsharfe orgelte stundenlang zum geöffneten Fenster herein. Über den Schemen der Sieben Berge wuchs die Nacht empor gleich einer Trauerweide, aus deren Zweigen die Sterne zur Erde hingen wie Harfensaiten — — — — — — — — — — —

Zwei Tage drauf um seine Sterbestunde ward er begraben. Ganz Bonn ging mit, die Professoren, die Studenten, der Stadtrat, der Bürgermeister. Ein Gesangverein trug den Sarg auf den Schultern. Voran schritten Brahms und Joachim, bloßen Hauptes, mit Lorbeerkränzen. In den Straßen stand unübersehbar das rheinische Volk, wie von einem großen Unglück zusammengerufen. Es senkte die Stirnen. Mütter hoben die Kinder stumm empor. Fenster um Fenster wurden schwarz von Teilnehmenden, indes die Glocken dröhnten.

Und am offnen Grab nicht weit von Schillers Sohne sprach, nachdem der Geistliche die Stätte eingesegnet, Ferdinand Hiller, der aus Köln gekommen. Er hatte sich vorgedrängt, da den übrigen Leidträgern, vor allen den beiden Jünglingen, Tränen über Tränen die Lippen schlossen. Er schien ergriffener, als je ihn einer gesehen. Es war, als hätte dieser Tod ein Höheres in ihm freigemacht.

„Wie über den Noten die Klangseelen der Töne ein besonderes Leben in unendlicher Schönheit führen, so ist über dem irdischen Kreuzzug dieses unsres

vollendeten Musikanten seine ewige Gültigkeit in Dur und Moll befestigt.“ So schloß er. Es hatte ihm wahrlich ein guter Geist die Worte gesetzt.

Lautlos zerstreute sich die Gemeinde.

Abseits in der kleinen eppichumwucherten Kapelle lag die Witwe auf den Knien und betete. —

Die Unrast der Luft, von den Glockenstürmen zurückgelassen, schiffte sich rheinüber in eine liebestrunkene Sommernacht — — — — — — — —

* *
*

Vor dem Gemach Klara Schumanns in Düsseldorf stand noch immer scheitelsteil der geschiente Mann, welcher der eherne Bote des Todes gewesen.

Am geschlossenen Flügel saß sie, weiß, schmal, eine Kette Perlen um den Hals als einzigen Schmuck zum schwarzen Kleid. Das Madonnengesicht ihrer Mädchentage schien ihr wiedergegeben: Augen, ein wenig weit auseinanderstehend, ein wenig fremdartig ausgeschnitten, Brauen darüber, zitternd wie die Fühler eines dunklen Schmetterlings. Und das kindliche Kinn, vielleicht ein wenig allzu spitz (noch nie so wie heute war das aufgefallen); nur der unnennbare Frühlingszug um dieses Kinn war weggestrichen. Und die schmalen Hände, adlig gestrafft im Dienste der Kunst, doch durchschimmert von Pulsen des Leids wie blaugeäderter Marmor.

Neben ihr, auf eine dieser Hände gebückt, der Jüngling Johannes. Er sprach stockend, weit aus

der Ferne klang seine brüchige Stimme; aber es war für sie, was er sprach, und nur für sie:

„Von allen Männern, die ich kannte, ist er derjenige gewesen, der am schönsten gelächelt hat. Unbeschreiblich war dieses mildschelmische Lächeln aus herben Mundwinkeln, beladen mit Wehmut. So lächelt nun seine Musik durch die Welt, zwischen Heiterkeit und schluchzenden Tränen, so lächelt sie nun durch die Räume. Und, Herrin, sie wird ewig lächeln.“

Und nach einer langen Pause, in der nichts als das Ticken des Uhrpendels gewesen, auf dem der Abglanz eines scheuen Lichtes ritt, sagte die Frau, und auch ihre Stimme kam aus Fernen:

„Er war nicht nur David, der die Philister schlug und neue Melodien tönte, er war auch Saul, der schwer mit bösen Geistern rang; und nie hat der klingende Hirtenknabe in ihm den kranken König ganz heilen können“ — — — — — — — — —

Da tat es leise einen Riß im Flügel, als hätte an das edle Instrument eine unsichtbare Hand gerührt. Dumpf bebten die Saiten. Weh klang es und süß zugleich.

Die beiden sahen einander an, und ihre Stirnen glänzten.

Draußen über Lindenwipfeln trat aus silbernen Wolken der Sichelmond — — — — — — — —

Nachwort

Kurt Arnold Findeisen ist in Zwickau geboren, der Heimatstadt Robert Schumanns, die noch heute die Erinnerung an den großen Musiker in ihrem Robert-Schumann-Museum pflegt. Unter dem Einfluß dieser Tradition entstand zunächst die kleine Ouvertüre zu dem Romanwerk, die 1915 in ihrer ersten Fassung in der Neuen Musikzeitung, Stuttgart, veröffentlicht wurde und 1921 als Büchlein unter dem Titel „Robert Schumanns Kinderszenen auf heimatlichen Grund gelegt" bei Oskar Laube, Dresden, erschien. Damals lag auch schon in flüchtigen Umrissen der erste Plan zu den beiden Bänden des Romanes vor, von denen „Herzen und Masken" im Frühling 1921, „Der Weg in den Aschermittwoch" 1923 vollendet wurden.



